



Alice Salomon Hochschule Berlin
University of Applied Sciences

„Alice Salomon“- Hochschule
für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin
Soziale Arbeit, Gesundheit, Erziehung und Bildung

Masterarbeit

Partizipative Qualitätsentwicklung in der Kommune

Auswahl von Peer-Forschenden unter
den Bedingungen von Exklusion und
Vulnerabilität

Sebastian Thiel

Sebastian Thiel, Matrikelnummer: 038867

Partizipative Qualitätsentwicklung in der Kommune –
Auswahl von Peer-Forschenden
unter den Bedingungen von Exklusion und Vulnerabilität

Masterarbeit zur Erlangung des Akademischen Grades

„Master of Science“ (M. Sc.)

im Studiengang

„Management und Qualitätsentwicklung im Gesundheitswesen“

an der

„Alice Salomon“ – Hochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin

University of Applied Sciences

eingereicht im Wintersemester 2014/2015

am 10. März 2015

Erstgutachterin: Dr. des. Gesine Bär

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Theda Borde

Abstract

Problem

Die Auswahl von Peer-Forschenden (PF) aus vulnerablen und von sozialer Exklusion betroffenen Zielgruppen, wird als schwierig betrachtet. Um PFs für diese Vorhaben zu gewinnen, wurden Qualitätskriterien im Rahmen der Partizipativen Qualitätsentwicklung erstellt.

Methode

Es wurden problemzentrierte Leitfaden-Interviews mit vier PFs geführt, von denen zwei sowohl als PF als auch in koordinierender Funktion tätig waren. Die Auswertung der Interviews erfolgte anhand des Kodier-Verfahrens der Grounded Theory.

Ergebnisse

Für die Rekrutierung von PFs müssen neben strukturellen Ressourcen auch Kontaktmöglichkeiten über Institutionen und Schlüsselpersonen im Setting vorhanden sein. Aspekte wie Vertrauen und Motivation spielen in der Zusammenarbeit eine wichtige Rolle. Hilfreich ist der Einsatz von erfahrenen und engagierten PFs. Der Zugang zu vulnerablen Zielgruppen konnte als unproblematisch dargestellt werden.

Schlussfolgerung

Eine Nutzung von Qualitätskriterien für die Auswahl und den Einsatz von PFs ist für Projekte in der Gesundheitsförderung und Prävention hilfreich, um eine systematisierte und zielorientierte Rekrutierung von PFs zu erreichen. Zur Weiterentwicklung ist es notwendig, die Kriterien in der Praxis anzuwenden.

Schlüsselwörter: Partizipative Qualitätsentwicklung – Peer-Forschung – Peer-Forschende – Gesundheitsförderung – Kommune – Vulnerabilität – Exklusion

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich mich bei all denen bedanken, die durch ihre fachliche und persönliche Unterstützung zum Gelingen dieser Masterarbeit beigetragen haben.

Besonders bedanken möchte ich mich bei meiner Erstgutachterin Frau Dr. des. Gesine Bär, die mir in der Themenfindung und der Schreibphase eine außerordentlich große Hilfe war. Ebenso bedanke ich mich bei Frau Prof. Dr. Theda Borde für ihre Unterstützung und die Übernahme der Zweitbegutachtung.

Mein Dank gilt vor allem den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern, die mit ihrer Bereitschaft und ihrer Zeit einen großen Anteil an dieser Arbeit hatten. Bei Frau Tanja Gangarova und Frau Claudia Santos-Hövener möchte ich mich für die sehr freundliche Vermittlung der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner bedanken.

Meinen Eltern und meinen Geschwistern gilt mein besonderer Dank. Ohne ihre Unterstützung wäre mein Studium so nicht möglich gewesen.

Auch bei meinen Freundinnen und Freunden, insbesondere Constanze, Susanne und Frank, möchte ich mich für ihre Geduld und Unterstützung bedanken.

Willst du etwas wissen, so frage einen Erfahrenen – und keinen Gelehrten.

Chinesisches Sprichwort

Inhaltsverzeichnis

Abstract	I
Danksagung	II
Inhaltsverzeichnis.....	III
Abbildungsverzeichnis	VI
Abkürzungsverzeichnis	VII
1. Einleitung	1
1.1 Stand der Forschung	1
1.1.1 Partizipative Forschung und ihre Grenzen.....	2
1.1.2 Partizipative Gesundheitsforschung und ihre Grenzen.....	4
1.1.3 Qualitätsentwicklung in Projekten der Gesundheitsförderung	7
1.1.4 Kommune, Community und Zielgruppe	8
1.1.5 Gesundheitsförderung in der Kommune	10
1.1.6 Exklusion und Vulnerabilität.....	11
1.2 Problemstellung.....	12
1.3 Fragestellung und Ziel der Arbeit	13
1.4 Vorgehensweise	13
2. Grundlagen	14
2.1 Partizipative Qualitätsentwicklung	14
2.1.1 Lokales Wissen und lokale Theorien	15
2.1.2 Lokale und praxisbasierte Evidenz	16
2.1.3 Zusammenarbeit in der Partizipativen Qualitätsentwicklung	17
2.1.5 Grenzen der Partizipativen Qualitätsentwicklung	18
2.2 Peer-Research	19
2.2.1 Peer-Forschende	20
2.2.2 Rekrutierung von Peer-Forschenden.....	22
2.2.3 Ethische Aspekte der Peer-Forschung	25
2.2.4 Beispiele von Peer-Research Projekten	26
2.3 Integrierte kommunale Strategien	28
2.4 Verhältnis von Macht und Raum	29
2.5 Parallel-tracking.....	30
2.6 Güte- und Qualitätskriterien in der Partizipativen Forschung.....	31
2.6.1 Good-Practice-Kriterien und Partizipative Qualitätsentwicklung.....	35
2.6.2 Evaluation	36
2.7 Zwischenfazit des Theorieabschnittes.....	38
3. Methodenteil.....	40

3.1 Methodologie	40
3.2 Methode.....	41
3.3 Interviewleitfaden.....	42
3.4 Wahl der Stichprobe	43
3.5 Feldzugang	45
3.6 Datenerhebung und Interviewdurchführung	45
3.7 Auswertungsmethode	46
4. Ergebnisse	49
4.1 Die Rolle der Peer-Forschenden	49
4.1.1 Herkunft und Positionen der Peer-Forschenden.....	49
4.1.2 Akzeptanz und das Verhältnis zur Zielgruppe	50
4.1.3 Instrumentalisierung.....	51
4.2 Rahmenbedingungen der Peer-Forschung	53
4.2.1 Vertrauen als Kern der Zusammenarbeit und der Teilhabe	54
4.2.2 Kompetenzen	54
4.2.3 Vereinbarungen und Entlohnung	55
4.3 Rekrutierung der Peer-Forschenden	56
4.3.1 Vorbereitung der Rekrutierung.....	57
4.3.2 Methoden der Rekrutierung	57
4.3.3 Motivation zur Teilnahme	59
4.3.4 Motivation der Peer-Forschenden im Verlauf	62
4.3.5 Vertrauen während des Forschungsprozesses	63
4.3.6 Ausschluss und Verweigerung.....	65
4.3.7 Personelle Ressourcen	66
4.4 Forschungsprozess und Organisation der Peer-Forschung.....	67
4.4.1 Ablauf der Forschung.....	67
4.4.2 Kooperation im Namen der Forschung	70
4.4.3 Identifikation der Zielgruppe.....	71
4.4.4 Rekrutierung der Studienteilnehmer und Datengewinnung	72
4.4.5 Funktion der Peer-Forschenden	74
4.4.6 Herausforderungen in der Peer-Forschung	75
4.5 Folgen der Peer-Forschung.....	76
4.5.1 Nutzen der Peer-Forschung.....	76
4.5.2 Nutzen für die Peer-Forschenden und die Institutionen.....	78
4.5.3 Nutzen für die Zielgruppen.....	79
4.5.4 Unsichtbarkeit aufdecken.....	80
4.5.5 Nachhaltigkeit der Peer-Forschung	80

4.6 Zwischenfazit Ergebnisse	81
5. Qualitätskriterien für die Auswahl und den Einsatz von Peer-Forschenden	82
6. Diskussion	91
6.1 Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse	91
6.2 Die Qualifikation der Peer-Forschenden	92
6.3 Auswahl und Rekrutierung der Peer-Forschenden	94
6.4 Rahmenbedingungen der Peer-Forschung	96
6.5 Forschungsprozess	97
7. Fazit und Ausblick	100
8. Literaturverzeichnis	102
Erklärung	110
Interview-Leitfaden	111
Codesystem	113

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Stufen der Partizipation.....	18
Abbildung 2: Qualitätskriterien	90

Abkürzungsverzeichnis

BZgA	–	Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
CBPR	–	community based participatory research
CBR	–	community-based research
ICPHR	–	International Collaboration for Participatory Health Research
IKG	–	integrierte kommunale Gesundheitsstrategien
PGF	–	Partizipative Gesundheitsforschung
PQ	–	Partizipative Qualitätsentwicklung
RCT	–	randomized controlled trial
SVR	–	Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen
WHO	–	World Health Organization

1. Einleitung

In den vergangenen Jahren ist die Teilnahme von Bürgerinnen und Bürgern hinsichtlich der Entwicklung von Interventionen oder Programmen in der Gesundheitsförderung und Prävention angewachsen. Allerdings wird die Bevölkerung nicht in aller Gesamtheit von diesen Entwicklungen erreicht. An der Entwicklung lebensweltorientierter Maßnahmen oder Interventionen ist die Beteiligung von Bevölkerungsgruppen, die als vulnerabel gelten und den Bedingungen sozialer Exklusion gegenüberstehen sehr gering. Dies führt zu einer ungleichen Verteilung der eigentlichen Gesundheitsgewinne (Rosenbrock 2010). Außerdem zeigt sich, dass vulnerable Zielgruppen nur schwer von Interventionen oder Programmen der Gesundheitsförderung und Prävention erreicht werden (Jordan, von der Lippe 2012). Um eine lokale und realistische Schaffung gesundheitlicher Chancengleichheit voranzutreiben ist die Anwendung partizipativer Methoden oder Ansätzen wie die der Peer-Forschung ein wichtiger Aspekt. Unter der Beteiligung und Teilhabe von Mitgliedern der betroffenen Zielgruppe kann die Frage nach der Qualität im Zusammenhang mit der projektbezogenen Entwicklung von Interventionen in der Gesundheitsförderung, der Prävention, dem Nachweis der Wirksamkeit selbiger sowie der Chancengleichheit befördert werden. Gerade in Settings, wie dem einer Kommune, in der überwiegend viele Ressourcen für Gesundheitsförderung und Prävention bestehen, sollen die Veränderungen in der Zusammenarbeit mit der Zielgruppe lebensweltorientiert erfolgen (Rosenbrock 2010). Durch die heterogenen Strukturen einer Kommune sind hier Wirkungsbestimmung und Qualitätssicherung oft nicht anzutreffen (vgl. ebd., S. 10 f.). Hinsichtlich eines geplanten partizipativen Forschungsprojekts zur Bedarfsanalyse integrierter kommunaler Gesundheitsstrategien wird die Einbeziehung von Mitgliedern der Zielgruppe und deren Ausbildung als Peer-Forschende angestrebt. Da die Auswahl und der Einsatz von Peer-Forschenden im nationalen Kontext erst vereinzelt umgesetzt wurde, sollen eben jene Aspekte in dieser Abschlussarbeit im Kontext mit der Partizipativen Qualitätsentwicklung fokussiert werden.

1.1 Stand der Forschung

Im Folgenden wird der aktuelle und allgemeine Forschungsstand betrachtet. Hierbei soll deutlich gemacht werden, welche Formen der Partizipation im Rahmen von Forschungsprojekten genutzt werden und wie sich diese Ansätze auf die Einbeziehung von Mitgliedern der Zielgruppe auswirken. Nach der Klärung von Fachbegriffen wird anschließend die Problemstellung erläutert, auf der die Fragestellung aufbaut.

1.1.1 Partizipative Forschung und ihre Grenzen

Die Ansätze der Partizipativen Forschung, der Partizipativen Gesundheitsforschung und das Modell der Partizipativen Qualitätsentwicklung für die Gesundheitsförderung und Prävention vereinen jeweils die Möglichkeit nicht über, sondern mit den Menschen in ihren jeweiligen Lebenswelten zu forschen (z.B. Bergold, Thomas 2012 [20]). Partizipative Forschung ist demnach ein Oberbegriff für Forschungsansätze, welche die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen (v. Unger 2014, S. 1). Im Gesundheitsbereich ist sie vor allem bei der Gestaltung von Maßnahmen im Sinne der Ottawa-Charta zur Gesundheitsförderung, aber auch in der Versorgungsforschung stark etabliert (Wright 2012b, S. 419). Neben der Beteiligung von gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren¹ als Co-Forschende zeichnen sich partizipative Forschungsmethoden dadurch aus, die Co-Forschenden mit Maßnahmen zur individuellen und kollektiven Selbstbefähigung und Ermächtigung zu unterstützen (ebd.). Dieser Effekt, der als Empowerment bezeichnet wird, ist neben der politischen Beeinflussung, der gesellschaftlichen Veränderung und des sozialen Wandels eines der vielen Ziele von partizipativen Forschungsmethoden. Die Partizipative Forschung ging ursprünglich aus der Aktionsforschung hervor und findet sich auch in anderen Ansätzen wieder – zum Beispiel in der Praxisforschung, der partizipativen Evaluation und der Community-basierten partizipativen Forschung (CBPR) (v. Unger 2014, S. 13).

In der Partizipativen Forschung können sowohl qualitative als auch quantitative Forschungsmethoden gleichermaßen angewendet werden. Sie wird eher als Forschungsstil betrachtet, welcher sich durch hohe Kontextualität und Flexibilität auszeichnet (Bergold, Thomas 2012, [2]). Hierbei sei auch darauf hingewiesen, dass in den Gesundheitswissenschaften die Debatte um Evidenz einen zentralen Platz einnimmt (vgl. v. Unger 2014, S. 7). Dies betrifft auch die Partizipative Forschung, wobei deren Vertreterinnen und Vertreter in diesem Kontext die Position einnehmen, dass die neuen Aufgaben nicht allein mit den klassischen Forschungsansätzen zu bewältigen seien (ebd.). Insbesondere die Lücke zwischen Wissenschaft und Praxis will die Partizipative Forschung schließen. Hierbei ist die Öffnung hin zu weichen Kriterien der Wirksamkeit notwendig, um dem hohen Anspruch evidenzbasierter Interventionen oder Programmen entgegenzukommen.

Bei den Voraussetzungen für die partizipative Forschung ist der gesellschaftliche und politische Kontext der Demokratie essentiell (vgl. Bergold, Thomas 2012, [10]). Das soziale Engagement, das durch die Beteiligung unterprivilegierter Bevölkerungsgruppen verdeutlicht werden soll, ist nur dann möglich, wenn ihm ein entsprechender politischer Rahmen gege-

¹ Ist von Akteurinnen und Akteuren die Rede, so sind damit Personen gemeint, die in der Regel aus der Zielgruppe kommen und initial keine professionelle Position einnehmen. Sollte dies doch der Fall sein, so wird entsprechend darauf hingewiesen.

ben wird (ebd.). Außerdem wird von den Teilnehmenden eine große Bereitschaft verlangt, die persönliche Sicht, die eigenen Meinungen und Erfahrungen offenzulegen (ebd., [12]). Hierzu bedarf es eines geschützten Raumes, um den Teilnehmenden das Vertrauen zu gewährleisten auch kritische Äußerungen tätigen zu können, ohne mit Konsequenzen rechnen zu müssen (vgl. ebd., [13]).

Die Zusammensetzung der Forschungsteams in partizipativer Forschung ist je nach Themenschwerpunkt unterschiedlich. Zum einen können z.B. in Schulen nicht nur die Lehrerinnen und Lehrer, sondern auch die Schülerinnen und Schüler einbezogen werden. In anderen Ansätzen der Nutzer-gesteuerten oder Betroffenen-kontrollierten Forschung steht die Beteiligung von Nutzerinnen und Nutzern sowie Klientinnen und Klienten oder anderen Betroffenen im Mittelpunkt (vgl. v. Unger 2014, S. 36). Diese jeweiligen Gruppen bestimmen demnach auch den Forschungsprozess (ebd.). Die Teilnahme von professionellen Fachkräften kann ausbleiben, muss dies aber nicht. Sie spielt vielmehr eine untergeordnete Rolle und ist je nach Untersuchungsgegenstand zu entscheiden (ebd.). Erfahrungen aus der psychiatrischen Forschung zeigten eine Beeinflussung durch die Definitionsmacht der Fachkräfte, welche zu dem Schluss führte, ganz auf die professionelle Sicht zu verzichten, um die Machtverhältnisse innerhalb des Forschungsprozesses nicht in der partizipativen Forschung zu reproduzieren (ebd.). In der Partizipativen Forschung muss genau bestimmt werden, welche Zielgruppen ausgewählt werden und somit ihr Wissen in die gemeinsamen Forschungsergebnisse einbringen (Bergold, Thomas 2012, [23]). Der Grund hierfür ist die Verschiedenheit der Personen oder Gruppen und ihr jeweiliger Wissensgehalt, welchen sie im Gegenstandsbereich entwickelt haben (ebd.). Häufig findet partizipative Forschung mit marginalisierten Bevölkerungsgruppen statt, deren Perspektive und Stimmen nur selten einbezogen werden, und die selbst kaum die Möglichkeit haben, ihr Interesse begründet einzubringen und durchzusetzen (vgl. ebd., [19]). Das Grunddilemma hierbei ist, dass genau diese Gruppen die schlechtesten Voraussetzungen besitzen an partizipativen Forschungsprojekten teilzunehmen oder diese zu initiieren (vgl. ebd., [20]).

Neben der Notwendigkeit von materiellen Voraussetzungen, wie zum Beispiel einer Aufwandsentschädigung, ergeben sich spezielle Herausforderungen im Zusammenhang mit der partizipativen Forschung. Hierzu zählt zum einen das Verhältnis zwischen den professionell Forschenden und den Beforschten, dass möglichst neutral sein sollte, da es ansonsten zur Verfälschung der Ergebnisse bzw. zu einer Gefährdung der internen Validität führen kann (ebd., [38]). Zum anderen ist die Initiierung eines offenen Prozesses der zielorientierten Interaktion und der selbstkritischen Reflexion notwendig (Bergold, Thomas 2010, S. 338). Hierzu sind besondere Vorkehrungen zu treffen. Zur Sicherung der Partizipation ist eine hohe Sensibilität für Gruppendynamiken und die Vermeidung von sozialen Ausschlussformen zu ermöglichen (ebd.). Der Einstieg ins Feld stellt einen entscheidenden Schritt im Verlauf

des Forschungsprozesses hinsichtlich der Zusammenarbeit mit den Akteurinnen und Akteuren sowie den Beforschten dar (ebd., S. 339). Die Datenauswertung erfolgt mittels der üblichen Verfahren, bedeutet jedoch für die Partnerinnen und Partner, denen die Rituale der akademischen Forschung fremd sind, eine Herausforderung (Bergold, Thomas 2012, [61]). Um dieser ungewohnten Situation vorzubeugen, sind die geplanten Verfahren an die Situationen vor Ort anzupassen und gezielte Schulungen durchzuführen (ebd.). Der Zugang zur Zielgruppe erfolgt bestenfalls durch die Mitforschenden, da sie das Feld aus eigener Erfahrung kennen und somit ein schnellerer und vertrauensvoller Kontakt zu den Auskunftspersonen besteht (ebd., [62]). Die Ergebnispräsentation sollte in verständlicher Sprache und grafisch aufbereitet dargestellt werden. Hierbei ist es notwendig, dass alle Beteiligten zu Wort kommen (ebd.). Als Resultat durch die Anwendung von Forschungsmethoden ergibt sich eine bestimmte Kompetenzentwicklung für die Mitforschenden, die allgemein als *capacity building* bezeichnet wird (ebd.). Diese bezieht sich auf die Fähigkeiten im Kontext von Forschungsprozessen, aber auch auf allgemeinere Kompetenzen die zur persönlichen Entwicklung beitragen können (ebd., [65]).

Die Grenzen der Partizipativen Forschung liegen vor allem in dem hohen Zeitaufwand (ebd.). Hierfür müssen ebenso personelle wie finanzielle Ressourcen zur Verfügung stehen. Im Forschungsprozess treten ebenfalls Herausforderungen auf. So wird sich für das Sampling oft auf die lokalen Beteiligten und Auftraggeber verlassen, wobei diese Auswahl unzureichend und fehlerhaft sein kann (ebd., [24]). Bei der Einbeziehung der Personen vor Ort werden in der Regel die professionell Tätigen, die Nutzerinnen und Nutzer und die Akteurinnen und Akteure einbezogen (Bergold, Thomas 2010, S. 339 f.). Wobei traditionell die ersten beiden Gruppen berücksichtigt werden und die Letzteren oft nicht involviert sind (ebd.). Im methodischen Bereich kann es zur Verzerrung kommen, falls bestimmte Akteurinnen und Akteure nicht einbezogen sind oder wenn es im Feld „unsichtbare“ Beteiligte gibt (Bergold, Thomas 2012, [26]). Als „unsichtbare Gruppen“ gelten Personengruppen, die von Akteurinnen und Akteuren ausgeschlossen wurden oder aus verschiedensten Gründen keine Informationen über das Vorhaben erhalten haben (ebd.). Eine weitere Grenze kann auftreten, wenn die Konkurrenz unter den Beforschten im Forschungsfeld dazu führt, dass Aussagen der Teilnehmenden unwahr sein können (ebd.). Die Grenzen hinsichtlich des Nachweises der Wirksamkeit und der Gütekriterien werden in Kapitel 2.6 dargestellt.

1.1.2 Partizipative Gesundheitsforschung und ihre Grenzen

Die Partizipative Gesundheitsforschung (PGF) wird international am häufigsten mit dem Begriff *community-based participatory research* (CBPR) bezeichnet (Wright, Block, v. Unger 2010b, S. 251). Im deutschsprachigen Raum hat der Begriff *Community* eine vielfältige Bedeutung und kann innerhalb mehrerer Zusammenhänge übersetzt werden (siehe hierzu auch

Kapitel 1.1.4). Die PGF ist ein Teil der Partizipativen Sozialforschung. Eine Definition von CBPR aus den USA gilt als die gebräuchlichste Bezeichnung von PGF. Bei der PGF handelt es sich um:

„[...] einen auf Kooperation beruhenden Forschungsansatz, der darauf abzielt, Strukturen für die Partizipation der Communities, die von den untersuchten Problemen betroffen sind, von Repräsentanten verschiedener Organisationen sowie von Wissenschaftlern in allen Aspekten des Forschungsprozesses zu etablieren und zu sichern, um Gesundheit und Wohlergehen durch aktives Handeln zu verbessern, wozu auch gesellschaftliche Veränderungen gehören.“ (Viswanathan et al. 2004 zitiert in Wright et al. 2012b, S. 419)

Von zentraler Bedeutung sind hierbei das Voneinanderlernen und der wechselseitige Transfer von Expertise innerhalb des Forscherteams, die geteilte Entscheidungsbefugnis sowie das gemeinsame Eigentum der Prozesse und Produkte des Forschungsprojekts (vgl. ebd., S. 419). Kritik von außen wird am letzten Punkt geübt. Den Forschenden in der Partizipativen Forschung unterstellt man, dass sie mehr durch gemeinsame politische Ziele auffallen als durch gemeinsame wissenschaftliche Kriterien (vgl. ebd., S. 420). Trotzdem kann festgehalten werden, dass es eine explizite Verbindung zwischen wissenschaftlichem Forschen und gesellschaftlichem Handeln gibt, wobei Ersteres Letzteres unterstützen soll (ebd.). Eine weitere Definition von CBPR ist die von Israel et al. (2003, S. 55 ff.):

1. *„CBPR erkennt die Community als identitätsstiftende Einheit an.*
2. *CBPR knüpft an Stärken und Ressourcen innerhalb der Community an.*
3. *CBPR unterstützt die gleichberechtigte Zusammenarbeit der Partnerinnen und Partner in allen Phasen des Forschungsprozesses.*
4. *CBPR fördert das Voneinanderlernen und die Entwicklung von Kompetenzen aller beteiligten Partnerinnen und Partner.*
5. *CBPR sorgt für die Integration und Ausgewogenheit von Forschen und Handeln zum wechselseitigen Vorteil aller Beteiligten.*
6. *CBPR betont die lokale Relevanz von Gesundheitsproblemen und stellt sie in eine ökologische Perspektive, die den vielfältigen Determinanten von Gesundheit und Krankheit Rechnung trägt.*
7. *CBPR beinhaltet strukturelle Entwicklung durch zyklische und iterative Optimierungsprozesse.*
8. *CBPR verbreitet und verwertet ihre Ergebnisse und die daraus erwachsene Erkenntnisse unter Einbeziehung aller Beteiligten Partnerinnen und Partner.*

9. CBPR sieht längerfristige Prozesse und Bindungen vor.“

Beide Definitionen ergänzen sich gegenseitig und stellen die zentralen Aspekte in den Fokus – Community als zentrales Konzept; Auslegung auf einen längeren Zeitraum; Konzentration auf lokale Themen; ökologische Perspektiven und multiple Determinanten als kausale Mechanismen berücksichtigen; Konzentration auf systemische Entwicklung anhand zyklischer und iterativer Methoden der Datenerhebung und -interpretation (Wright et al. 2010b, S. 224 f.).

Seit ungefähr zehn Jahren ist eine vermehrte Beteiligung in unterschiedlichem Ausmaß von Menschen aus verschiedensten Lebenswelten an Forschungsprojekten zu erkennen (Wright 2013). Die Beteiligung kann die Akzeptanz und die Unterstützung des Vorhabens in der Zielgruppe steigern (Santos-Hövenner et al. 2014). Diese Entwicklung ermöglicht eine breitere und längerfristige Einbindung in Studien und führt dementsprechend zu einer besseren Datenqualität (Wright 2013). Jedoch ist die Form der Einbindung von Betroffenen in den Forschungsprozess oft durch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oder die Geldgeberinnen und Geldgeber festgelegt. Das führt zu der Frage, wer den partizipativen Prozess bestimmen darf (ebd.). Das Ziel Partizipativer Gesundheitsforschung ist es, sozialen Wandel herbeizuführen und die Ausgangslage der beforschten Zielgruppe zu verbessern (Wright 2013). Wie bereits in den eingehenden Definitionen erwähnt, beinhaltet auch die PGF bzw. CBPR eine partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, Praxiseinrichtung und engagierten Bürgerinnen und Bürgern (vgl. Wright 2012b, S. 418). Durch die Zusammenarbeit erwartet man neue Erkenntnisse zur Verbesserung des Gesundheitszustandes der Bevölkerung. Insbesondere bei sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen hat sich diese Kooperation bewährt (ebd.). Die Forschung findet auf Augenhöhe statt. Dadurch werden verschiedene Expertisen zusammengetragen und es entsteht ein wechselseitiger Wissenstransfer (ebd.). Praxis und Wissenschaft forschen gemeinsam, verfolgen aber auch unterschiedliche Interessen, die zusammengeführt werden müssen (Wright, Block, v. Unger 2010b, S. 251).

Die Ergebnisse aus Projekten der PGF sind auf mehreren Ebenen angesiedelt. Zum einen sind dies Interventionen, die der Praxiseinrichtung und vor allem der Zielgruppe zugute kommen sollen. Beide sollen neue Erkenntnisse über die Interventionen selbst und hinsichtlich der dazugehörigen Fragestellungen aufzeigen, die mit der Entwicklung der Interventionen zusammenhängen (ebd.). Im weiteren Kern der PGF steht die kritische Reflexivität (Wright 2012a). Sie bedeutet eine Auseinandersetzung mit der Frage, wie Macht und Machtlosigkeit den Alltag der Menschen beeinflussen, deren Leben oder Arbeit im Mittelpunkt der Forschung stehen und sie stellt eine große Herausforderung für alle Beteiligten dar (Wright 2013, S. 126 f.). Auch die Frage der Wissenschaftlichkeit ist noch nicht ausreichend beant-

wortet. Die gelebte Erfahrung von benachteiligten oder marginalisierten Bevölkerungsgruppen wird als Erkenntnis der PGF gesehen, wobei hierbei nicht klar ist ob die Daten dadurch besser sind als konventionell erhobene Daten (Wright et al. 2010b, S. 227).

Die Grenzen bewegen sich bei der PGF im ähnlichen Rahmen wie bei der Partizipativen Forschung. So sind auch hier gewisse Ressourcen notwendig. Aber vor allem die Diskussion über den Nachweis der Wirksamkeit bestimmter Interventionen wird in den Gesundheitswissenschaften breit geführt. Für die PGF ist noch kein klares wissenschaftliches Profil vorhanden (ebd.). Somit besteht eine Schwierigkeit im Rahmen der Antragsstellung, da aufgrund der heterogenen Projekte oft kein Vergleich möglich ist und somit keine Beurteilung durch die Auftraggeber erfolgen kann – so zumindest die Behauptung der Autorinnen und Autoren (ebd.). Da PGF keine eigenen Qualitätsstandards hat, werden Projekte bislang häufig anhand konventioneller Standards beurteilt (Wright et al. 2012b). Durch die ICPHR (International Collaboration for Participatory Health Research) wurden jedoch Grundprinzipien der PGF diskutiert und festgehalten. Diese werden in Kapitel 2.6 beschrieben.

1.1.3 Qualitätsentwicklung in Projekten der Gesundheitsförderung

Um den Ansatz der Partizipativen Qualitätsentwicklung mit den bereits genannten partizipativen Forschungsmethoden verständlicher darzustellen, wird im folgenden auf das allgemeine Verständnis von Qualität und Qualitätsentwicklung im Rahmen der Gesundheitsförderung und Prävention eingegangen.

Die Qualität wird für den Gesundheitssektor als das Ausmaß bezeichnet, in dem Gesundheitsleistungen für Individuen und Populationen die Wahrscheinlichkeit erwünschter gesundheitlicher Behandlungsergebnisse erhöhen und mit dem gegenwärtigen professionellen Wissensstand übereinstimmen (SVR 2001 zit. in Tempel et al. 2013, S. 11). Dabei wird die Wahrscheinlichkeit erwünschter Behandlungsergebnisse als Qualitätsmerkmal in den Mittelpunkt gestellt und die wissenschaftlich fundierten Erkenntnisse als unabdingbare Notwendigkeit erachtet (ebd.). Zusätzlich ist eine Unterscheidung in den Dimensionen Struktur-, Prozess- und Ergebnisqualität zu berücksichtigen, wobei diese für die Gesundheitsförderung um die Planungs-, Konzept- oder auch Assessmentqualität erweitert werden (ebd.). Bei der Planungsqualität stellt sich die Frage, ob der Bedarf sachgerecht gestellt wurde und ob die Bedürfnisse der Zielgruppe erfasst wurden (ebd.). Ebenso sollten Vorerfahrungen aus anderen Projekten berücksichtigt werden und die Nutzung von wissenschaftlichen Grundlagen umgesetzt werden (ebd.). Für die Strukturqualität müssen die Rahmenbedingungen eines Gesundheitsangebotes (personelle, technische und finanzielle Ausstattung) in den Blick genommen werden (vgl. ebd., S. 12). Die Prozessqualität bezieht sich auf die Umsetzung einer Intervention. Im Voraus muss festgelegt werden wie eine Maßnahme implementiert werden soll und die Dokumentation der Umsetzungsschritte erfolgt (ebd.). Zur Prüfung der Ergebnis-

qualität ist es erforderlich, das Ziel der Maßnahme festzulegen. Ebenso sollte bestimmt werden, an was der Erfolg gemessen werden soll.

Die Qualitätsentwicklung meint den Prozess der Qualitätserstellung selbst und damit einen schrittweisen und kontinuierlichen Entwicklungsprozess für den verschiedene Qualitätsanstrengungen unternommen werden müssen (ebd., S. 14). Sie bietet zudem das nötige Instrumentarium, um strukturelle Bedingungen, Prozesse und Konzeptionen, die zur Entwicklung von Qualität notwendig sind, zu fördern (Töpich, Linden 2010). Außerdem impliziert sie eine gezielte, schrittweise Entwicklung zu mehr Qualität (ebd.). Um eine kontinuierliche Reflexion zu ermöglichen, wurde auf Basis des PDCA-Zyklus der Public Health Action Cycle entwickelt, der dies für Projekte der Gesundheitsförderung und Prävention sicherstellen soll (vgl. Tempel et al. 2013, S. 15). An vier Phasen werden anhand der Qualitätsdimensionen die Vorgehen reflektiert. Im ersten Schritt findet die Erfassung und Analyse gesundheitlicher Problemlagen, das Assessment statt (ebd.). Der zweite Schritt beschäftigt sich mit der Entwicklung von gesundheitspolitischen Interventionsstrategien, dem Policy development (ebd.). In Schritt drei erfolgt die Umsetzung dieser Strategien im Gesundheitswesen, was als Assurance bezeichnet wird (ebd.). Und in Schritt vier erfolgt das Prüfen der Akzeptanz der Wirksamkeit, die Evaluation (ebd.). Qualitätsentwicklung spielt eine große Rolle für den Nachweis der Wirksamkeit von Interventionen und Projekten in der Gesundheitsförderung (Kolip et al. 2012). Auch für die Evidenz von Interventionen, die teilweise nur schwer nachgewiesen werden kann, wiegt die Qualitätsentwicklung schwer, da sie die Wirkungslogik sichtbar und nachvollziehbar macht (ebd.).

1.1.4 Kommune, Community und Zielgruppe

Partizipative Forschungsansätze können in unterschiedlichen Settings umgesetzt werden. Um die Begrifflichkeiten der Kommune, der Community und der Zielgruppe im Rahmen dieser Abschlussarbeit deutlicher voneinander abzugrenzen und zu bestimmen, ist es notwendig, diese kurz darzustellen. Die Begriffe finden im Zusammenhang mit dem Setting-Ansatz der WHO Erwähnung, der sich auf die Realisierung der Gesundheitsförderung im Rahmen konkreter und wirksamer Aktivitäten von Bürgerinnen und Bürgern in ihrer Gemeinde bezieht (vgl. WHO 1986, S. 4). Der Begriff Kommune beschreibt die kleinste lokale Verwaltungseinheit und hat die rechtliche Form einer Gebietskörperschaft. Sie wird in der Regel mit der Begrifflichkeit des Stadtteils gleichgesetzt (Tempel et al. 2013). Die Besonderheit, warum die Kommune in den Fokus von Gesundheitsförderung und Prävention gerät, ist dass es aufgrund der kleinräumigen Segregation in vielen Städten zu selektiven Auf- und Abwertungen von Wohngebieten kommt (vgl. Bär, Röhme, Reimann 2009, S. 9). Segregation bedeutet in diesem Sinne eine Konzentration sozialer Gruppen in bestimmten Räumen, die sich eben nicht bei-

spielsweise über das Gebiet einer ganzen Stadt verteilen (Häußermann, Siebel 2001, S. 70). Mit dieser Situation geht die Herausbildung benachteiligter Stadtteile einher, die im Vergleich zur gesamten Stadt komplexe soziale, ökonomische, infrastrukturelle und bauliche Probleme aufweisen (Bär, Röhme, Reimann 2009). In solchen Stadtteilen oder Kommunen leben überwiegend Menschen, die sozioökonomisch benachteiligt sind, wie zum Beispiel Arbeitslose, Migrantinnen und Migranten, Alleinerziehende sowie kinderreiche Familien (ebd.). Aufgrund dieser Ausgangslage existieren in der Regel gesundheitliche Problemlagen, die nachgewiesen mit Armut korrelieren (ebd.). Jedoch bestehen für solche Kommunen oft versteckte Ressourcen und Stärken die bereits genutzt werden, wie zum Beispiel Selbsthilfe-Netzwerke oder Eigeninitiativen in Kooperation mit stadtteilpolitischem Engagement (ebd.). Außerdem ist die Bewohnerschaft – durch die Annahme, dass Gesundheit, dort wo Menschen wohnen, hergestellt, aber auch gefährdet wird – potentiell für Interventionen der Gesundheitsförderung und Prävention zu erreichen (Tempel et al. 2013, S. 112). Die Herausforderung besteht darin, die Ressourcen zu nutzen und orientierend an den Leitprinzipien der Ottawa-Charta, die Planung sowie Implementation von Interventionen unter größtmöglicher Selbstbestimmung der Bewohnerschaft zu konkretisieren (vgl. ebd.). Das Setting Kommune bezieht Teilsettings wie zum Beispiel Kindertagesstätten, Schulen oder Senioreneinrichtungen mit ein (ebd.). Hierbei sind die kommunalen Ämter mit einer Querschnittsaufgabe gefordert, die Gesundheitsförderung und die Prävention zu koordinieren (ebd.). Aber auch andere Institutionen und Bereiche in einer Kommune können mit solchen Aufgaben vertraut werden. Gleiches gilt dementsprechend auch für die Community oder die Zielgruppe.

„Der in der internationalen Diskussion verwendete Begriff Community hat im Deutschen – wie auch in einigen anderen Sprachen – keine direkte Entsprechung. Je nach Kontext kann das Wort mit „Gemeinde“, „Gemeinschaft“, „Nachbarschaft“ oder „Zielgruppe“ übersetzt werden.“ (Wright et al. 2010b, S. 224)

Die Bezeichnung der Zielgruppe ist ein Konstrukt von Personen aus der beruflichen Praxis und den Geldgeberinnen und Geldgebern (Wright, Block, v. Unger 2012, S. 77). Es baut auf wissenschaftlichen bzw. von der Praxis definierten Kriterien des Bedarfs auf und entspricht selten der Selbstdefinition der Menschen, die erreicht werden sollen (ebd.). Für die Definition von Community gilt, dass in der Regel die Mitglieder der Community durch ihr Gemeinschaftsgefühl und ihr gemeinsames Handeln den Rahmen dieser Beziehung festlegen (vgl. v. Unger et al. 2013, S. 171). Laut v. Unger (2013) kann die Zielgruppe in der Regel nicht immer mit der Community gleichgesetzt werden, da Zielgruppen durch professionelle Akteurinnen und Akteure durch „außen“ festgelegt werden und Communities sich selbst definieren

(ebd.). Trotzdem werden im weiteren Vorgehen die Begriffe Community und Zielgruppe synonym zueinander verwendet. Es ist außerdem zu berücksichtigen, dass die Begriffe in verschiedenen Kontexten auch außerhalb der räumlichen Einheit Kommune oder Stadtteil zu finden sind.

1.1.5 Gesundheitsförderung in der Kommune

Im Folgenden soll geklärt werden, unter welchen Bedingungen Projekte in der kommunalen Gesundheitsförderung initiiert werden und welchen Nutzen diese erreichen sollen. Gesundheitsförderung an sich wird mit der Veränderung von gesundheitsbezogenen Verhaltensweisen bestimmter Bevölkerungs- oder Zielgruppen assoziiert (Hensen, Hensen 2013, S. 225). In der Ottawa-Charta heißt es dazu: „Gesundheitsförderung zielt auf einen Prozess, allen Menschen ein höheres Maß an Selbstbestimmung über ihre Gesundheit zu ermöglichen und sie damit zur Stärkung ihrer Gesundheit zu befähigen.“ (WHO 1986, S. 1). Hier wird deutlich, dass Selbstbefähigung, Teilhabe zu fördern und die Veränderung in den Lebenswelten und den persönlichen Kompetenzen stattfinden muss (vgl. Hensen, Hensen 2013, S. 227). Gefordert sind hierbei vor allem die öffentlichen Bereiche und die Politik (ebd.). Auch sind Kooperationen über bestehende Barrieren hinweg zur Schaffung neuer gleichberechtigter Partnerschaften für Gesundheit zwischen den verschiedenen Gesellschaftsbereichen auf allen Ebenen der Politik und Verwaltung zu bilden (vgl. Jakarta-Erklärung 1997, S. 10). Die Rahmenbedingungen in den Lebenswelten und individuellen Faktoren entscheiden über die Gesundheit der Menschen. Somit ist die Stärkung der individuellen Kompetenzen ein wichtiger Kern der Gesundheitsförderung (vgl. Hensen, Hensen 2013, S. 228). Hierdurch sollen die Individuen und Gruppen eigene Kompetenzen erkennen, Bedürfnisse wahrnehmen sowie eigene Ressourcen einsetzen, um Einfluss auf ihre Lebenswelt zu nehmen (ebd.). Der Setting-Ansatz der WHO soll dies unterstützen. Ihm liegt die Idee zu Grunde, dass Gesundheit keine abstrakte Zielvorstellung ist, sondern im alltäglichen Leben Relevanz aufweist (ebd.). Gesundheitsförderung muss dort ansetzen und konzentriert sich auf definierte Sozialräume, wie z.B. Schulen, Kita, Arbeitsplatz, Kommune etc. (ebd.). Das Problem in der Kommune ist jedoch, dass zum Teil Strukturen, Verantwortlichkeiten und Angebote von Gesundheitsangeboten nicht klar definiert sind, wodurch Interventionen schwer zu konzipieren und zu evaluieren sind (vgl. Reimann, Böhm, Bär 2010, S. 9).

Im Kontext sozialer und gesundheitlicher Ungleichheit ist eine räumliche Fokussierung dieser Situationen in benachteiligten Stadtteilen zu beobachten (ebd.). Generell eignen sich jedoch Kommunen besonders gut, um gesundheitsförderliche Angebote zu bündeln (LGA BW 2012, S. 10). Dies wird ermöglicht durch die Zusammenarbeit der relevanten Akteurinnen und Akteure und der stetigen Entwicklung gesundheitsförderlicher Projekte (ebd.). Hierbei ist die Einbeziehung der Zielgruppe in die Problemanalyse und Lösungsfindung beson-

ders wichtig (vgl. Gold et al. 2014, S. 13). Die Gesundheitsförderung in der Kommune zielt typischerweise nicht nur auf einzelne Risiken des individuellen Verhaltens ab, sondern zeichnet sich durch multidimensionale und umfassende Perspektive aus (Loss et al. 2007, S. 78). Ein Beispiel für die Gesundheitsförderung in der Kommune stellen integrierte kommunale Gesundheitsstrategien (Präventionsketten) dar, auf die später detaillierter eingegangen wird.

1.1.6 Exklusion und Vulnerabilität

Aus epidemiologischer Sicht findet sich Vulnerabilität, im Sinne erhöhter Erkrankungs-, Behinderungs- und Sterbewahrscheinlichkeiten besonders häufig dort, wo die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, deren volle Teilhabe an der Gesellschaft prekär oder beschädigt ist (z.B. Arbeitslose, alte Menschen, ethnische Minderheiten, chronische kranke Menschen) sowie mit engen oder armen materiellen Verhältnissen zusammentrifft (SVR 2007, S. 335). Sie bezeichnet weiter eine erhöhte Eintrittswahrscheinlichkeit einer bestimmten Krankheit oder Krankheit überhaupt (ebd.). Der Aufbau von Kontakten und Beziehungen zu vulnerablen Zielgruppen, um deren Wissen und Erfahrungen zu generieren, ist oft sehr komplex und schwierig (Guta, Flicker, Roche 2013). So sind z.B. nicht nur die Mitglieder einer Zielgruppe schwer zu erreichen, Gründe hierfür liegen u.a. in der Marginalisierung ihrer Erkrankung, sondern es bestehen auch Ängste von Seiten der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oder der Projektleitung im Kontext vulnerabler Zielgruppen (Guta et al. 2014b, S. 5). Ein weiterer Aspekt stellt das Eigenverständnis der Zielgruppenmitglieder zur Einstufung als vulnerable Zielgruppe dar (v. Unger, Gangarova 2011). Im Kontext der Zusammenarbeit muss dementsprechend die Definitionsmacht der Zielgruppe berücksichtigt und reflektiert werden. Die Beteiligung der Zielgruppe an der Konzipierung, Umsetzung und Qualitätssicherung von Interventionen in der Prävention hat sich in der Praxis durchgängig als wichtiger Erfolgsfaktor erwiesen (SVR 2007, S. 333). Vulnerabilität ist gleichzeitig ein Faktor für soziale Ungleichheit und führt dementsprechend auch zur Exklusion der Individuen und Gruppen.

Exklusion ist ein Strukturbegriff in empirischer Absicht, der auf die negative Seite, nämlich auf die Risiken und Gefahren der Individualisierung von Menschen verweist (Thomas 2010, S. 20). Der Begriff Exklusion wird zudem als soziale Ausgrenzung beschrieben und kann maßgeblich in den großen Städten beobachtet werden (Kronauer 2010, S. 15). Die Möglichkeit, dass jedes Individuum die eigene Verantwortung hinsichtlich Lebenslauf und Lebensführung trägt, kann als Zugewinn gesehen werden (Thomas 2010). Jedoch scheitert diese Entwicklung oft daran, dass es durch soziale Ungleichheit den Betroffenen an der materiellen Basis mangelt und sie die Chancen- und Optionszunahmen so nicht realisieren können (ebd.). Laut Kronauer (2010, S. 18) gibt es drei entscheidende Ebenen gesellschaftlicher Einbindung und Teilhabe: die berufliche oder die Arbeit, die sozialen Nahbeziehungen und

den Bürgerstatus mit persönlichen, politischen und sozialen Rechten. Der Begriff Exklusion gibt jedoch nur darüber Auskunft, in wie fern das Individuum am gesellschaftlichen Leben teilhaben kann und über die Bedingungen die zum Ausschluss führen (ebd.). Hinsichtlich sozialer Beziehungen meint Ausgrenzung den Verlust unterstützender sozialer Netze bis hin zur sozialen Isolation (ebd., S. 19). Dies wird deutlich im Rückgang sozialer Kontakte bis hin zur Vereinzelung und in der Einschränkung sozialer Kontakte auf solche Menschen, die sich in ähnlichen benachteiligten Lagen befinden (ebd.). Für Letzteres gilt, dass es den Personen dann an informellen Beziehungen fehlt und so eine Rückkehr, zum Beispiel auf den Arbeitsmarkt, scheitert (ebd.). Soziale Isolation erschwert somit, die eigene Lage zu überwinden (ebd.). Eine weitere Dimension der Exklusion stellt die institutionelle Exklusion dar. Sie äußert sich in dem fehlenden Zugang an der institutionellen Versorgung mit öffentlichen und privaten Gütern sowie Dienstleistungen (vgl. Thomas 2010, S. 21). Bezogen auf die Städte konzentrieren sich Arme und Arbeitslose sowie andere marginalisierte Gruppen in bestimmten Quartieren (vgl. ebd., S. 22). Das Resultat sozialer Exklusion ist auch hier die Gefahr der gesundheitlichen Problemlagen (Bär, Röhme, Reimann 2009).

1.2 Problemstellung

Marginalisierte Gemeinschaften haben für die Teilnahme oder der Initiierung von Partizipativer Forschung die schlechtesten Voraussetzungen (Bergold, Thomas 2012, [20]). Gleiches zählt auch für vulnerable Zielgruppen im Kontext der Gesundheitsförderung und Prävention (Kaba-Schönstein, Gold 2011). Gerade Angebote mit Komm-Strukturen werden von den Bevölkerungsgruppen mit den höchsten Gesundheitsproblemen nicht erreicht (ebd.). Zu einer Verzerrung des partizipativen Forschungsprozesses kommt es, wenn relevante Akteurinnen und Akteure nicht beteiligt sind oder auch nicht dazu bereit sind (vgl. Bergold, Thomas 2012, [26]). Hierzu gehören auch die Zielgruppen, die entweder ausgeschlossen werden oder keine Informationen über das Forschungsvorhaben erhalten haben (ebd.). Gerade bei der Auswahl von Zielgruppen kann sich nicht allein auf die Akteurinnen und Akteure im Feld verlassen werden. Die Abwägungen zur Auswahl muss also in einer ex-ante stattfindenden Bestandsaufnahme eruiert werden, um die jeweiligen Situationen vor Ort anhand festgelegter Kriterien zu beurteilen. Im weiteren Verlauf können dann beispielsweise Peer-Forschende an dem Forschungsprozess beteiligt werden. Aktuell herrscht ein Mangel an Daten zur Peer-Forschung, daher bleiben viele Fragen unbeantwortet (Guta, Flicker, Roche 2013). Die Auswahl von Peer-Forschenden im Kontext der sozialen Exklusion stellt Projektverantwortliche ebenfalls vor die Herausforderung, die Personen zu gewinnen, die von den Ergebnissen profitieren sollen. Die Partizipation sozial Benachteiligter gilt als Herausforderung in der Ge-

sundheitsförderung und der Prävention (Kolip et al. 2012, S. 22 ff.) und stellt den Mittelpunkt dieser Arbeit dar.

1.3 Fragestellung und Ziel der Arbeit

Die Fragestellung dieser Abschlussarbeit lautet: Wie können vulnerable Zielgruppen als Peer-Forschende gewonnen werden? Außerdem soll geklärt werden, welche Effekte auf die Qualität der weiteren Projektarbeit diese Auswahl bieten kann?

Das Ziel ist es, Qualitätskriterien zu erstellen, die eine Auswahl und den Einsatz von Peer-Forschenden in Projekten der Gesundheitsförderung und Prävention ermöglichen. Anhand aktueller Literatur und den erhobenen qualitativen Daten sollen Kriterien formuliert werden, die durch Indikatoren operationalisiert werden, damit eine praxisnahe Anwendung erfolgen kann. Ein weiteres Ziel für die Praxis ist es, besonders aus vulnerablen Zielgruppen Peer-Forschende anhand der Kriterien identifizieren und rekrutieren zu können.

1.4 Vorgehensweise

Nachdem eine Hinführung auf die Thematik in Kapitel 1 erfolgte und Fachbegriffe sowie allgemeine Grundlagen dargestellt wurden, konnte durch den Problemaufriss die Fragestellung formuliert werden. Auf Grundlage der aktuellen Literatur erfolgt zunächst in Kapitel 2 die weitere Darstellung der Partizipativen Qualitätsentwicklung und des Ansatzes der Peer-Forschung. Ebenfalls werden zu den Themenkomplexen verschiedene Teilbereiche herausgegriffen und intensiver betrachtet. Kapitel 3 stellt die Methode des problemzentrierten Interviews und der anschließenden Auswertung nach dem Kodier-Verfahren der Grounded Theory dar. Es wurden Personen interviewt, die ihre Erkenntnisse aus ihren Erfahrungen als Peer-Forschende darstellen (Kapitel 4). Im Anschluss werden in Kapitel 5 anhand der Interviewergebnisse und der Erkenntnisse aus der aktuellen Fachliteratur Qualitätskriterien für die Auswahl und den Einsatz von Peer-Forschenden dargestellt. Anschließend erfolgt die Diskussion der Kernaussagen der Interviewten mit den theoretischen Grundlagen mit der die Beantwortung der Forschungsfrage erfolgte (Kapitel 6). In Kapitel 7 wird ein Fazit abgeben sowie eine Perspektive für die weitere Forschung aufgezeigt.

2. Grundlagen

Nachdem im vorherigen Kapitel neben der Problemstellung und Formulierung der Fragestellung eine Einführung zur Relevanz partizipativer Forschungsansätze und der Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung sowie der Klärung von Fachbegriffen erfolgte, soll als Nächstes auf die konkreten Grundlagen der Partizipativen Qualitätsentwicklung und Peer-Forschung eingegangen werden. Im Weiteren erfolgt ein kurzer Einblick zu den Bedingungen der Peer-Forschung und zu vorhandenen Güte- und Qualitätskriterien, die bisher im Kontext der Partizipativen Forschung vorhanden sind.

Die Qualität in der Partizipativen Gesundheitsforschung ist maßgeblich von der Beteiligung der Menschen am Forschungsprozess abhängig (Wright 2013, S. 124). Dies gilt auch auf der Ebene der Partizipativen Qualitätsentwicklung und der Partizipativen Forschung im Allgemeinen. Die lebensweltorientierte Gesundheitsförderung und Prävention stellen besondere Herausforderungen für die Qualitätsentwicklung dar, weil sich die charakteristischen niedrigschwelligen Interventionen kaum standardisieren lassen (Wright 2012b, S. 424). Der Einsatz von Mitgliedern aus der Zielgruppe ist für dieses Vorhaben von zentraler Bedeutung.

2.1 Partizipative Qualitätsentwicklung

Die Anwendung des wissenschaftlichen Ansatzes der PGF dient dem Zweck der Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention bei sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen, was in Deutschland bereits empirisch belegt wurde (Wright et al. 2013, S. 149). Überwiegend in den angloamerikanischen und skandinavischen Ländern werden partizipative Verfahren seit Jahren erfolgreich angewandt, wobei dies in Deutschland bisher noch wenig erfolgt (vgl. Tempel et al. 2013, S. 72). Der Ansatz der Partizipativen Qualitätsentwicklung (PQ) entstand aus zwei Forschungsprojekten (Wright et al. 2010a, S. 13). In beiden Projekten wurde eine theoretische und methodische Grundlage für die Steigerung der Qualität der geleisteten Arbeit im Bereich der Prävention und Gesundheitsförderung entwickelt und erprobt (ebd., S. 14). Ebenso lag in beiden Projekten der Schwerpunkt auf lebensweltorientierten Maßnahmen für sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen.

„Die Partizipative Qualitätsentwicklung steht in der Tradition der Partizipativen Gesundheitsforschung, die eine partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis, Geldgeberinnen und Geldgebern und Zielgruppe vorsieht, um Gesundheitsprobleme gemeinsam zu erforschen und angemessene Interventionen zu entwickeln.“ (Wright et al. 2010b, S. 221)

Der Ansatz vereint im Sinne der Ottawa-Charta die Elemente Empowerment und Partizipation und ermöglicht durch diesen Prozess einen Kompetenzgewinn (capacity building) für die beteiligte Zielgruppen (vgl. Wright et al. 2010a, S. 14). Empowerment bezieht sich auf die Befähigung der Bürgerinnen und Bürger, positive und negative Einflüsse auf ihr Wohlbefinden und ihren gesundheitlichen Zustand zu erkennen und entsprechend zu verbessern (ebd.). Die Partizipation trägt zur Wirksamkeit und Nachhaltigkeit lebensweltorientierter Maßnahmen bei, kann aber durch den Grad der Teilnahme und Teilhabe jedoch variieren (ebd.). PQ ist ein verfahrensorientierter Ansatz, der eine partizipative Ausrichtung von Organisationen und Projekten unterstützt, indem er für alle Phasen des Projektzyklus angemessene Methoden zur Beteiligung der Akteurinnen und Akteure bereithält und detailliert deren Umsetzung erläutert (Kilian, Gold, Lehmann 2010, S. 104).

Die PQ lebt vom lokalen Wissen der Beteiligten und unterstützt sie dabei, dieses Wissen zu nutzen, zu reflektieren und zu erweitern (Wright et al. 2010a, S. 16). Hierzu dienen partizipative Methoden der Datenerhebung und Interventionsplanung (ebd.). Innerhalb der PQ dreht es sich um maßgeschneiderte, praktikable, nützliche, partizipative und abgesicherte Verfahren, die zur Verbesserung der Arbeit dienen (ebd.). Maßgeschneidert sind Verfahren, die auf spezifische lokale Bedingungen zugeschnitten sind – z.B. auf die Zusammensetzung der Zielgruppe, den Auftrag und das Selbstverständnis der Einrichtung, die Arbeitskapazität und die Angebots-/Einrichtungsstruktur (ebd.). Praktikabel bedeutet ein zeitlich angemessenes Verhältnis zu den praktischen Ergebnissen (ebd.). Nützlich bezieht sich auf die Verfahren, wenn sie Ergebnisse produzieren, die in konkrete Handlungsmöglichkeiten für die Praxis umgesetzt werden und zur Verbesserung laufender Arbeitsprozesse dienen (ebd.). Partizipativ sind Verfahren, die Perspektiven der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Nutzerinnen und Nutzer berücksichtigen und das lokale Wissen der Nutzerinnen und Nutzer soweit wie möglich in allen Projektphasen mit einbeziehen (ebd., S. 17). Abgesichert umfasst, dass die Verfahren einen kritischen Blick auf die gesundheitsfördernden/präventiven Maßnahmen und die Verwendung von wissenschaftlich anerkannten Methoden ermöglichen (ebd.). Der Schwerpunkt der PQ liegt auf lokaler, praxisbasierter Evidenz (ebd.).

2.1.1 Lokales Wissen und lokale Theorien

Lokales Wissen dient neben den lokalen Theorien und der lokalen Evidenz als Kernelement der Partizipativen Qualitätsentwicklung (Wright, v. Unger, Block 2010b, S. 74). In der Partizipativen Forschung und Qualitätsentwicklung ist das lokale Wissen der Teilnehmenden aus der Zielgruppe essentiell, um bestehende gesundheitliche oder soziale Problemlagen zu untermauern bzw. auf neue, nicht bekannte Probleme hinzuweisen (Roche, Guta, Flicker 2010; Wright et al. 2010a). Unter lokalem Wissen werden die bereits vorhandenen Erkenntnisse der Akteurinnen und Akteure vor Ort über die Zielgruppe und ihre Lebenswelt verstan-

den (Wright et al. 2010a, S. 17). Akteurinnen und Akteure vor Ort können aus den Zielgruppen stammen, aber auch aus den Einrichtungen der kommunalen Selbstverwaltung, dem öffentlichen Gesundheitsdienst, der Jugendämter oder den Kindertagesstätten. Auf Grundlage des lokalen Wissens können Annahmen über die Gesundheitslage formuliert und darauf aufbauend lokale Theorien gebildet werden (vgl. Wright et al. 2010a, S. 17). Diese beinhalten die Beschreibung der Merkmale und die lokalen Ursachen des Gesundheitsproblems vor Ort sowie die Schlussfolgerungen für die Entwicklung von angemessenen Maßnahmen. Unterschiede zwischen allgemeinen wissenschaftlichen Theorien und lokalen Theorien liegen darin, dass letztere weniger abstrakt und umfassend sind und das Ziel verfolgen, plausible Erklärungen eines Gesundheitsproblems in einem Setting zu liefern und keine gesellschaftlichen Dynamiken darstellen (vgl. ebd., S. 17). Lokales Wissen und lokale Theorien sind oft implizit und unsystematisiert (ebd.). Partizipative Methoden helfen das Wissen explizit und überprüfbar zu machen (ebd.).

2.1.2 Lokale und praxisbasierte Evidenz

Im Hinblick auf die Nachweisbarkeit von Interventionen in der Gesundheitsförderung und Prävention liegt der Schwerpunkt der PQ auf lokaler, praxisbasierter Evidenz (Wright et al. 2013, S. 150). Lokale oder praxisbasierte Evidenz ist bisher noch ein gedankliches Gerüst, das mit methodischen und theoretischen Inhalten gefüllt werden will (Wright, Kilian, Brandes 2013, S. 380). Die Anforderung der Gesundheitswissenschaften durch RCT-Studien (randomized controlled trial) Evidenz zu generieren, ist in der Gesundheitsförderung und Prävention oft nicht nachzukommen, da nicht nur verhaltens- sondern auch verhältnisrelevante Aspekte berücksichtigt werden sollen (Wright et al. 2010a, S. 18; SVR 2001). Die praxisbasierte Evidenz unterscheidet sich im wesentlichen von der evidenzbasierten Praxis durch die Verortung der Bestimmungsmacht (ebd.). Bei der evidenzbasierten Praxis liegt diese bei der Wissenschaft, wohingegen sie in dem Konzept der praxisbasierten Evidenz in den Strukturen und in der Logik der Praxis zu finden ist und innerhalb dieses Rahmens Nachweise über die Wirksamkeit produziert werden können (ebd.). Auch auf Bezug der Qualität gelten in lokalen Gegebenheiten andere Voraussetzungen als in der üblichen Messung von Qualität (Wright, Kilian, Brandes 2013). Hier legen die lokalen Akteurinnen und Akteure fest, welche Inhalte z.B. für eine gute Intervention in der Gesundheitsförderung wichtig sind (ebd.). Die Wissenschaft kann hierbei eingebunden werden, hat aber in der Regel eine eingeschränktere Bedeutung innerhalb von Entscheidungsprozessen (ebd.). Lokale Evidenz bedeutet Anhaltspunkte für die Wirksamkeit von Interventionen in einem spezifischen Zusammenhang, zu einem spezifischen Zeitpunkt und einer spezifischen Lokalität zu prüfen (vgl. Wright et al. 2010a, S. 18). Im Rahmen der PQ wird in erster Linie lokale Evidenz hergestellt, mit dem Ziel, die Qualität der Arbeit in einer Einrichtung vor Ort zu verbessern (ebd.).

2.1.3 Zusammenarbeit in der Partizipativen Qualitätsentwicklung

Die Zusammenarbeit ist ein zentraler Kern der PQ und wird durch das sogenannte „Beziehungsdreieck“ dargestellt, welches die Zielgruppe, die Geldgeberinnen und Geldgeber und das Projekt beinhaltet (Wright, Block, v. Unger 2010a). In dieser Konstellation werden spezifische Maßnahmen konzipiert und umgesetzt (Wright et al. 2013, S. 151). Wissenschaftliche Akteurinnen und Akteure sind hier begrenzt einzusetzen, sie sollen lediglich bisherige Praxiserfahrungen widerspiegeln (Wright et al. 2010a, S. 19). Es können jedoch noch weitere Personen aus dem Setting am Entscheidungsprozess beteiligt werden. Die Zusammenarbeit soll eine möglichst starke Teilnahme und Teilhabe der Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeiter und vor allem der Zielgruppe an allen Aspekten der Planung, Durchführung, Steuerung und Auswertung präventiver und gesundheitsfördernder Maßnahmen gewährleisten (Wright, Block, v. Unger 2010a, S. 75). Partizipative Qualitätsentwicklung will eine Situation schaffen, in der oft divergierende Interessen diskutiert und Lösungen ausgehandelt werden können (ebd., S. 76). Hierzu stehen die jeweiligen Vertreterinnen und Vertreter hinsichtlich der geplanten Intervention unmittelbar miteinander in Beziehung. Die Partizipation im Sinne von Einflussnahme und Teilhabe an Entscheidungsprozessen muss für alle Beteiligten gewährleistet werden (ebd.). Ein Problem in der Umsetzung können jedoch die Hierarchien unter den Beteiligten darstellen (ebd.). Deutlich wird dies in der Entscheidungsmacht der Geldgeberinnen und Geldgeber, die in der Regel verantwortlich über die ordnungsgemäße Vergabe der Mittel sind (ebd.). In der untersten Stufe stehen hierbei sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen, die per se über geringe Ressourcen und in den meisten Fällen über keine institutionalisierte Vertretung verfügen (ebd., S. 76 f.). Eine generelle Gleichberechtigung aller Beteiligten wird jedoch kritisch betrachtet, da die inhaltlich unterschiedlichen Projekte ihren Fokus auf bestimmte Ziele setzten und auch die Ressourcen der Teilnehmenden berücksichtigt werden müssen. So kann es sein, dass bei der Festlegung von Maßnahmen zum einen den Geldgeberinnen und Geldgebern oder zum anderen der Zielgruppe mehr Entscheidungsmacht eingeräumt wird. Dies wird jedoch individuell und je nach Projektlage entschieden werden. Neben der Orientierung an Grundprinzipien der Zusammenarbeit ist die Bestimmung des Ausmaßes der Partizipation innerhalb der Zusammenarbeit ein elementarer Aspekt, der festzulegen ist (ebd., S. 79). Unterstützen wirkt hier eine bildliche Darstellung welche die Entscheidungsprozesse anhand der Stufen der Partizipation aufzeigt (siehe Abbildung 1) (ebd.). Eine solche Darstellung dient außerdem der Reflexion des Grades der Partizipation in der Zusammenarbeit steht (Ist-Zustand) und zeigt wie eine zukünftige Zusammenarbeit partizipativer gestaltet werden kann (Soll-Zustand) (vgl. ebd., S. 82). Es bleibt festzuhalten, dass Partizipation ein Entwicklungsprozess darstellt und keinen Entweder-oder-Sachverhalt impliziert (ebd., S. 83).

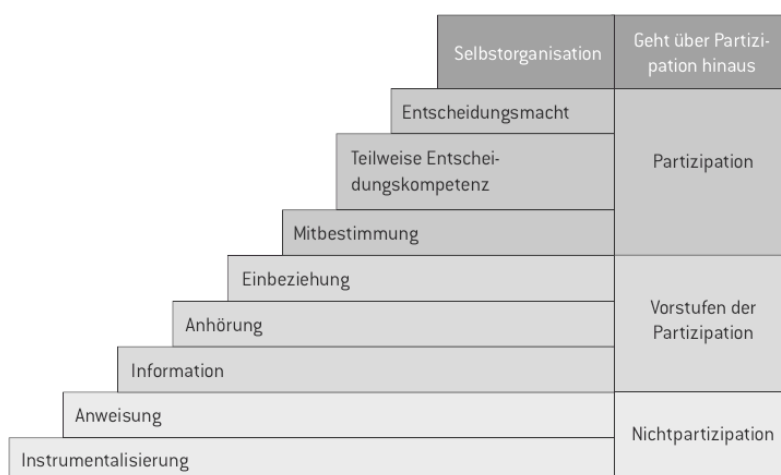


Abbildung 1: Stufen der Partizipation (Wright, v. Unger, Block 2010a, S. 42)

Für die Anwendung der partizipativen Methoden sind in der Regel die Personen zuständig, die vor Ort Projekte der Gesundheitsförderung und Prävention durchführen. Ziel ist es, die Arbeit durch die Anwendung der Methoden qualitativ weiterzuentwickeln (Wright et al. 2010a, S. 20). Eine Besonderheit hierbei ist, dass die Praktikerinnen und Praktiker mit dem direkten Kontakt zur Zielgruppe über die Auswahl der Methoden bestimmen und dies nicht „von oben“ erfolgt (ebd.). Die andere Besonderheit des partizipativen Ansatzes ist, dass die Praktikerinnen und Praktiker ihre Arbeit durch einen möglichst starken Einbezug der Zielgruppe verbessern (ebd.). Neben den Betroffenen erfahren auch die Professionellen eine Kompetenzentwicklung sowie Empowerment durch diese Möglichkeit der Partizipation (ebd.). Möglichst in allen Projektphasen soll eine partizipative Vorgehensweise erfolgen, wobei die Methoden individuell den Voraussetzungen angepasst werden (ebd.). Eine starke Einbindung der Akteurinnen und Akteure kann erst gewährleistet werden, wenn das Ausmaß der Beteiligung an den Entscheidungsprozessen geklärt ist (Wright et al. 2013, S. 151). Deshalb erscheint es wichtig, die Stufen der Partizipation bereits vor dem Projektstart festzulegen. Die Methoden können im Rahmen von Workshops, in der Begleitung vor Ort oder über ein internetbasiertes Handbuch kennengelernt und umgesetzt werden (vgl. Wright et al. 2010a, S. 21).

2.1.5 Grenzen der Partizipativen Qualitätsentwicklung

Die Realisierung einer partizipativen Praxis stellt sich als schwierig heraus (vgl. Wright, v. Unger, Block 2010a, S. 50). Aus Sicht der beteiligten Professionellen kommt es häufig dazu, dass Personen aus der Zielgruppe als defizitär und nicht als Expertinnen und Experten in eigener Sache betrachtet werden (ebd.). Ebenfalls bestehen Grenzen des projektförmigen Arbeitens, die sich in erster Linie in zeitlichen Ressourcen widerspiegeln (vgl. ebd., S. 51). Im Kontext der institutionellen Grenzen stoßen partizipative Ansätze vor allem in stark hie-

rarchisch strukturierten Institutionen auf Schwierigkeiten (ebd.). In der Zielgruppe sind es eher die partizipativen Ansätze. So setzen partizipative Ansätze voraus, dass die Menschen in der Zielgruppe das Wissen, das Selbstbewusstsein und die Durchsetzungsfähigkeit haben, ihre Interessen zu formulieren und zu vertreten (ebd.). Jedoch müssen bei vielen sozialen Benachteiligten diese Fähigkeiten erst geweckt und gefördert werden, was vor allem im Bereich der Prävention schwierig ist (ebd.). Auf der politischen Ebene bestehen Hindernisse eine Förderung partizipativer Ansätze zu erreichen, wenn Eigeninitiativen aus Gruppen kommen, die aus gesellschaftlicher Sicht als nicht kompetent erachtet werden (ebd.). Besonders wenn Forderungen aus diesen Initiativen entstehen, die Hilfestrukturen o.ä. in Frage stellen (ebd.). In dieser Auflistung wird deutlich, wie auch innerhalb der Sozial- und Gesundheitsstrukturen gesellschaftliche Dynamik reproduziert wird und inwiefern marginalisierte Gruppen durch den sozialen Status, auf zwischenmenschlicher und struktureller Ebene von der Gestaltung von Maßnahmen, die ihnen helfen sollen, ausgeschlossen werden (vgl. ebd., S. 52). Aus wissenschaftlicher und ökonomischer Sicht bestehen ebenfalls Schwierigkeiten, partizipative Ansätze zu rechtfertigen.

2.2 Peer-Research

Im Rahmen nationaler Projekte der PGF erfolgte vereinzelt der Einsatz von Peer-Forschenden. Peer Research oder zu deutsch, Peer-Forschung ist im Ansatz der community-based participatory research (CBPR), aber auch in anderen partizipativen Forschungsansätzen wiederzufinden. Peer-Research wird definiert als: „[...] process of involving members of the target population who are trained to participate as co-researchers.“ (Guta, Flicker, Roche 2013, S. 436). Der Ansatz CBPR hebt hervor, dass nicht-akademische Forscherinnen und Forscher partizipieren und Einfluss sowie Kontrolle auf den Prozess der Wissensproduktion und den des sozialen Wandels haben (Israel et al. 1998, S. 184). Die Beteiligung von sogenannten Community Mitgliedern soll zur Verbesserung der Validität von Forschungsdaten führen (Roche, Guta, Flicker 2010, S. 4). Gleichzeitig dienen die hierbei gewonnen Daten dazu, auf der lokalen Ebene zu informieren und soziale Veränderung voranzutreiben (ebd.). Zudem lassen sich vulnerable Zielgruppen in die Forschung einbeziehen, die von Exklusion betroffen sind und zu denen ein Zugang oft als schwer bezeichnet wird (ebd.). Neben den genannten Effekten von CBPR gibt es weitere Effekte die im Forschungsstil der Partizipativen Forschung auftauchen. Dies bringt jedoch auch verschiedene Herausforderung mit sich, auf die bereits in den Kapiteln 1.1.1 und 1.1.2 eingegangen wurde. Der Community Begriff kann nicht identisch ins Deutsche übersetzt werden. Die deutsche Übersetzung Gemeinschaft hat nicht die gleiche Bedeutung wie die Community im englischsprachigem Raum (v. Unger 2014). Trotz allem kann gesagt werden, dass im Sinne des CBPR-Verständnisses von

Community, die Gemeinschaft als soziale Einheit auf Basis einer lebensweltlich erfahrenen Identität basiert (vgl. ebd., S. 29). Die Voraussetzung für gelingende Partizipation umfasst eine wertschätzende Haltung innerhalb des Forschungsteams und stellt einen wichtigen Aspekt der Zusammenarbeit dar (vgl. Kilian, Wright 2012, S. 77).

2.2.1 Peer-Forschende

Als Peer-Forschende (Peer = Gleichgestellte) oder Co-Forschende werden zum einen Personen bezeichnet, die Mitglied einer Zielgruppe in einem Forschungsprojekt sind und direkt in den Forschungsprozess involviert werden – entweder in allen Phasen des Prozesses oder nur in einzelnen (v. Unger 2014; Guta, Flicker, Roche 2013). Klassischerweise werden in den Ansätzen der CBPR und der partizipativen Aktionsforschung Vertreterinnen und Vertreter ausgewählt, die aus lebensweltlichen Gemeinschaften und marginalisierten Gruppen kommen (vgl. v. Unger 2014, S. 35). Zum anderen können Geldgeberinnen und Geldgeber, Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeiter oder Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ebenso als Peers bezeichnet werden (Wright, Lemmen 2010). In gewissem Maße sind die Peer-Forschenden Mitglieder einer Community bzw. Zielgruppe. Sie kennen sich in den Lebenswelten aus, die Inhalt der Forschung sind und können dadurch praktische Erfahrungen, soziale Kontakte und (inter-) kulturelle Fähigkeiten vorweisen (v. Unger, Gangarova 2011, S. 76). Peer-Forschende werden auch als Lebensweltexpertinnen und -experten bezeichnet (ebd.). Als Ausgangspunkt werden Personen, Gruppen und Einrichtungen herangezogen, die vom Forschungsthema und den zu erwartenden Ergebnissen direkt betroffen sind (Green, Mercer 2001 zitiert in v. Unger 2014, S. 36). Durch sie werden dann weitere Partnerinnen und Partner in der Zielgruppe identifiziert, wobei der Einsatz von Schlüsselpersonen als wichtige Kontaktfunktion zu den Mitgliedern der Zielgruppe gesehen wird (ebd.). Schlüsselpersonen sind laut v. Unger (2014) nicht nur Personen, die in einer Leitungsposition tätig sind, sondern auch Personen ohne formalen Status und institutionelle Anbindung. Üblicherweise können je nach Fokus, andere Personen, die weniger etabliert oder privilegiert sind, gezielt mit einbezogen werden (ebd.). Schlüsselpersonen können ebenfalls als Peer-Forschende eingesetzt werden (ebd., S. 37).

Peer-Forschende werden in den Forschungsprojekten speziell geschult, um als Co-Forschende zu partizipieren (Roche, Guta, Flicker 2010). Neben der Forschung auf Augenhöhe ist besonders die persönliche Sichtweise von Peer-Forschenden entscheidend, da sie die Lebenswelten vielmals besser verstehen als die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (v. Unger, Gangarova 2011). Die Kompetenzen der Peer-Forschenden können durch Schulungen hinsichtlich des Umgangs mit Forschungsmethoden erweitert werden. Zudem ist eine klare Definition der verschiedenen Rollen und deren Transparenz im Forschungsprozess notwendig, um Missverständnissen wie etwa in der Aufgabenverteilung vorzubeugen

(Guta et al. 2014a). Neben der Schulung von Forschungsmethoden und -standards sind auch forschungsethische Standards für die Peer-Forschenden zu berücksichtigen. Vor allem die Vertraulichkeit und die Bedeutung der Einwilligung sind hier zu erwähnen (ebd.). Die Reflexion des Forschungsprozesses ist auf allen Ebenen notwendig. Eine Begleitung der Peers durch das Forschungsteam und feste Ansprechpersonen ist während des gesamten Zeitraumes sinnvoll.

Wie bereits erwähnt, gibt es verschiedene Modelle, wie Peer-Forschende in Forschungsprojekte einbezogen werden können. Diese Modelle unterscheiden sich entweder durch die Verortung der Peer-Forschenden und dem Ausmaß der Zusammenarbeit oder durch den Umfang des Einsatzes der Peer-Forschenden. Das Wellesley-Institute in Toronto (Kanada) hat die Erfahrungen und Ergebnisse aus verschiedenen Forschungsprojekten der community-based research (CBR) zusammengetragen und veröffentlicht. Das Ziel war die bessere Verständlichkeit von Prozessen, wie der Rekrutierung von Peer-Forschenden, deren Einstellungen, der Schulung und der Leitung in den verschiedenen Projektphasen aufzuzeigen (Roche, Guta, Flicker 2010). Durch Peer-Forschende werden Tätigkeiten vorgenommen, die in der nicht-partizipativen Forschung ausschließlich von ausgebildeten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern durchgeführt werden (Wright 2012b, S. 423). Gerade der Zugang zu vulnerablen Zielgruppen ist durch Peer-Forschende im Gegensatz zu professionell Forschenden oft leichter, da hierbei eine höhere Akzeptanz durch die Zielgruppe selbst möglich ist. Dies führt im Endeffekt zu einer höheren Datenqualität und zu einem Kompetenzzuwachs für die Peer-Forschenden und die Zielgruppe (Roche, Guta, Flicker 2010). Die komplexen Forschungsergebnisse können dann wiederum durch die Peer-Forschenden und das Forschungsteam effektiv auf die Zielgruppe weitergeleitet und entsprechende zielgruppenangepasste Interventionen entwickelt werden (Guta et al. 2014a). Auch die Beziehung zwischen den Professionellen und den Peer-Forschenden beeinflusst die Qualität des Forschungsprozesses (Springett, Wright, Roche 2011, S. 15). Hilfreich sind generell Personen, die als Moderation eingesetzt werden, um dem Forschungsteam eine Reflexion zu ermöglichen sowie Problemsituationen zu erkennen und anzusprechen (ebd.). Peer-Forschende können in vielerlei Hinsicht eine Bereicherung für die Forschungspraxis darstellen (v. Unger 2014). Es sind jedoch auch kritische Aspekte zu berücksichtigen. So können durch den Einsatz von Personen aus zu erforschenden Lebenswelten Vorannahmen, soziale Positionierung und Beziehungen auch blinde Flecken erzeugen (ebd., S. 42). Zwar können die eigene Verstrickung und Verortung im Feld zwar Türen öffnen und Möglichkeiten bieten, sie bringen aber auch Einschränkungen des Handlungsspielraums sowie Rollenkonflikte mit sich (ebd.). Zudem können eine Verbindung mit dem Forschungsfeld besonders ethische Herausforderungen für das Forschungsteam aufwerfen (ebd., S. 43).

2.2.2 Rekrutierung von Peer-Forschenden

Die Selektion und Schulung von Mitforschenden wird im Kontext partizipativer Ansätze in der Gesundheitsförderung und Prävention zunehmend thematisiert (vgl. Wright 2012b, S. 423). Jedoch sind die Zugangswege, um potentielle Peer-Forschende zu erreichen und eben jene zu rekrutieren, nur schwer auszumachen. In Settings wie z.B. der Kindertagesstätte, der Schule oder dem Betrieb sind die Zugangswege für die Beteiligung an partizipativen Forschungsprojekten im Gegensatz zu dem Setting Kommune leichter aufzufinden. Ein Grund hierfür stellen klare, zum Teil unumgängliche Bezugsmöglichkeiten dar, die in der Kommune größtenteils auf Freiwilligkeit basieren. Wie bereits erwähnt, ist es notwendig, Zielgruppen in kommunale Projekte der PGF direkt einzubeziehen, die auch direkt von sozialer Ungleichheit betroffen sind. Zu Beginn der Forschung steht entweder die Beabsichtigung von Seiten der Bürgerinnen und Bürger oder es existiert eine Fragestellung aus der Praxis oder durch die Wissenschaft. Bei der Kooperation von Institutionen aus den Gemeinden mit Forschungsinstitutionen (z.B. Hochschulen oder Universitäten) sollte eine Zusammenarbeit auf institutioneller Ebene durch hohe Motivationsbereitschaft und einem Engagement der Teilnehmenden geprägt sein (Seifer 2006). Will man hingegen aus sozialbenachteiligten oder auch marginalisierten Zielgruppen Partnerinnen und Partner rekrutieren, stellt sich dies häufig als Schwierigkeit heraus (v. Unger 2014). Deshalb sind u.a. Kooperationen und bestimmte Maßnahmen nützlich, um den Kontakt zu besonders vulnerabler Zielgruppen besser herzustellen (Wright 2012b, S. 425). Vor allem niedrigschwellige Angebote können dafür geeignet sein, den Zugang für Personen in schwierigen sozialen Lagen zu erleichtern (vgl. Gold, Lehmann 2012, S. 21). Auch durch bereits bestehende Strukturen von Gesundheitsförderung kann eine Rekrutierung erfolgen. Methoden der Sozialen Arbeit eignen sich ebenfalls für eine Kontaktaufnahme und um die Betroffenen als Peer-Forschende einzubinden (Wright et al. 2010a). Im Kontakt mit Migrantinnen und Migranten ist es hilfreich, auf Multiplikatorinnen und Multiplikatoren zurückzugreifen (Gold, Lehmann 2012; Gesundheit Berlin-Brandenburg 2012). Das gleiche kann dementsprechend auch für andere Communitys bzw. Zielgruppen gelten. Aber auch der Kontakt zu Institutionen in Kommunen, die im direkten Zusammenhang mit Dienstleistungen oder der Versorgung im Bereich Gesundheit stehen, kann ein Zugangsweg für Personen in schwierigen sozialen Lagen sein (Gold, Lehmann 2012). Letztendlich besteht die Möglichkeit, die Mitglieder der Zielgruppe selbst darüber entscheiden zu lassen, wer an den Forschungsprojekten teilnimmt und als Peer-Forschende geeignet ist (Guta et al. 2014b).

Zur Bewältigung der Herausforderungen im Zugang zu Peer-Forschenden müssen die Fähigkeiten von vielen sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen zunächst geweckt und gefördert werden (Wright, v. Unger, Block 2010a, S. 51). Hierbei geht es vor allem darum, Interessen zu formulieren und diese auch zu vertreten (ebd.). Russo & Fink (2003, S. 104)

berichten von einem ähnlichen partizipativen Ansatz wie dem der Peer-Forschung. Sie beschreiben, wie die Zusammenarbeit gelingen kann, auch mit Menschen, die ihre Interessen nicht vertreten können, ihre Bedürfnisse nicht artikulieren und sich einer Auseinandersetzung entziehen.

Neben dem Ziel möglichst vulnerable Zielgruppen in partizipative Forschungsprozesse einzubinden, um sozialen Exklusionsbedingungen entgegenzuwirken, sind weiterhin verschiedene Aspekte bei der Rekrutierung und beim Sampling zu beachten. Hierzu gehören vor allem die ethischen Aspekte. Die Auswahl von Peer-Forschenden erfolgt hauptsächlich durch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Abstimmung mit den Fachkräften. Schon während dieses Prozesses werden Entscheidungen getroffen, die zum Ausschluss bestimmter Personen führen, obgleich dies nicht gewollt sein muss (Guta et al. 2014b). Ein weiterer Aspekt ist die Beschreibung des Vorhabens durch die Projektleitung. Dazu muss das Projekt möglichst genau beschrieben werden und ggf. in leichter Sprache verfasst werden, um das Anliegen der Forschung auch klar zu kommunizieren und keine falschen Angaben oder Versprechungen zu machen (ebd.). Möglich ist hierfür auch der direkte Kontakt zu Institutionen, in denen die Betroffenen anzutreffen sind oder die Verteilung von Infomaterial über das Forschungsvorhaben im Voraus (Russo, Fink 2003, S. 12). Zusätzlich kann eine Entlohnung als Verständnis von Zusammenarbeit aber auch als Motivationshilfe dienen (Russo, Fink 2003; Goeke, Kubanski 2012). Hinsichtlich der Entlohnung ist es sinnvoll klare Absprachen oder sogar Richtlinien zu schaffen (PAN 2014). Vorteile können hier im Bezug auf Inklusion, Effektivität, zur Forschung auf Augenhöhe und zur Lockerung der finanziellen Einschränkung der Peers gesehen werden (ebd.). Wenn Projektteams Personen aus den Zielgruppen als Peer-Forschende einbeziehen wollen, müssen die folgenden Aspekte beachtet werden:

- 1) *Welche Zielgruppe inklusive deren Ansichten werden benötigt?*
- 2) *Welche Perspektiven gingen aus den bisherigen Forschungsprojekten nicht hervor?*
- 3) *Und was kann mit den vorliegenden Ressourcen (zeitlich, finanziell, personell) unternommen werden?* (Guta et al. 2014b, S. 6).

Liegt der Fokus auf vulnerablen Zielgruppen müssen sich die Forschungsteams darauf Berufen, wie die Zielgruppe (Community) sich selbst definiert. Das beinhaltet auch welche Personen zur Zielgruppe gehören, wobei dies ebenfalls zu Konflikten führen kann (ebd.). Im nächsten Schritt ist es erforderlich, dass das Team Einschlusskriterien für das Projekt erarbeitet (ebd.). Es muss überlegt werden, welche Personen nicht teilnehmen sollen, weil sie möglicherweise andere Personen ausschließen und wie die Datensammlung auf nützliche

Daten zu begrenzen ist (ebd.). Der Rekrutierungsprozess benötigt Zeit und Vertrauen. Gerade im Bereich marginalisierter Zielgruppen kann es hilfreich sein, direkte Symboliken oder Sprachmuster in die Informationsmaterialien einzubeziehen (ebd., S. 7). Die Zusammensetzung der Gruppe sollte zudem vielfältig sein, um unterschiedliche Sichtweisen zuzulassen (Guta et al. 2014b). Im Laufe des Rekrutierungsprozesses gilt es, die Kriterien zur Rekrutierung und zum Sampling zu reflektieren. Es geht nicht darum, beliebig Mitglieder einer Zielgruppe zu gewinnen, sondern gezielt diejenigen Menschen anzusprechen, die die jeweilige Interessenslage gegenüber anderen vertreten und sich persönlich im Vorhaben engagieren können (vgl. Wright, Block, v. Unger 2010a, S. 79).

In einer Studie von Guta, Flicker & Roche (2013) wurden Teilnehmerinnen und Teilnehmer von CBPR-Forschungsprojekten zu verschiedenen Aspekten befragt. Es wurde deutlich, dass es unterschiedliche Motivationen für Professionelle und Peer-Forschende gibt, an einem CBPR-Projekt teilzunehmen. Die Entscheidung von Professionellen ein solches Projekt zu initiieren war u.a. durch die Möglichkeit des Einbezugs von Peer-Forschenden umgesetzt worden, wobei auch die besonderen Herausforderungen dabei erst im Verlauf des Prozesses bewusst wurden (vgl. Guta, Flicker, Roche 2013, S. 439). Ein Ansporn für die Peer-Forschenden war zum einen die Teilnahme bedingt durch den finanziellen Anreiz und zum anderen die Perspektive, die aus der Teilnahme resultieren kann (ebd.). Während des Forschungsprozesses fanden sich jedoch die Peer-Forschenden zum Teil den traditionellen Machtverhältnissen und Hierarchien ausgesetzt. Daraus resultierte, dass die Dynamik zur Erledigung von Aufgaben beeinflusst wurde (ebd.). Die Professionellen begründeten bestimmte Vorgehensweisen, z.B. in den Gruppendiskussionen zur Rekrutierung, dass die Peer-Forschenden auch den Anforderungen eines Forschungsprojektes gerecht werden (ebd.). Hierzu zählen gewisse Soft-Skills wie z.B. das Auftreten und die Persönlichkeit der Peers, aber auch die Anforderung Interviews in der Community zu führen (ebd.). Neben der Rekrutierung und dem Sampling ist auch die Ausbildung der Peer-Forschenden ein entscheidender Moment zur Kompetenzbildung (ebd.).

Die Rekrutierung von Studienteilnehmerinnen und -teilnehmern aus den Zielgruppen in einem Forschungsprojekt kann dann durch die Peer-Forschenden erfolgen. Diese haben zum Teil direkten Zugang zu den schwer erreichbaren Personen und erleben dementsprechend auch eine gewisse Akzeptanz, wodurch der Aufbau von Vertrauen erfolgen kann (ebd.). Zusätzlich entsteht die Möglichkeit, dass die Peers als Vermittlerinnen und Vermittler zwischen der Zielgruppe, den Institutionen sowie dem Projektteam tätig werden, das kann Stärken und Ressourcen der Zielgruppe positiv beeinflussen (ebd.). Peer-Forschende sind im Gegensatz zu den professionell Forschenden häufig besser dazu in der Lage, durch die o.g. Aspekte, implizites Wissen der Personen aus der Zielgruppe zu generieren. Wie bereits erwähnt, ist eine Entlohnung der Peer-Forschenden angebracht und ratsam. Zum einen, weil

sie neben den institutionsgebundenen Mitgliedern des Forschungsteams ebenfalls ein Recht auf Bezahlung haben und zum anderen ist eine Entlohnung aufgrund der sozialen Lage der Peers ein Motivationsschub, am Projekt teilzunehmen (Guta, Flicker, Roche 2010). Die finanziellen Rahmenbedingungen der Projektförderung müssen jedoch berücksichtigt werden.

2.2.3 Ethische Aspekte der Peer-Forschung

Der Zugang zu vulnerablen Zielgruppen, die durch soziale Exklusion betroffen sind, erfordert eine besondere Berücksichtigung des Umgangs mit diesen Personen und auch der Interpretation der Ergebnisse. Die Interessen der Peer-Forschenden können mit denen der Institutionen und den professionell Forschenden kollidieren, wodurch Konflikte auftreten können (Guta, Flicker, Roche 2013). Dadurch dass konventionelle Methoden oft exklusiv auf die Betroffenen und eine mögliche Teilnahme wirken, stellt die Peer-Forschung einen guten Weg dar, vulnerable Bevölkerungsgruppen am Forschungsgegenstand teilhaben zu lassen (Flicker, Roche, Guta 2010, S. 5). Historisch gesehen sind einige Zielgruppen verärgert, ob der oft mit Macht verbundenen und bedingten Forschungsansätze (ebd.). So ist ein Grunddilemma, dass gerade bei marginalisierten Zielgruppen aufgrund permanenter Enttäuschung sowie Erfahrungen von Fremdbestimmung und Nichtanerkennung große Skepsis vorhanden ist – selbst gegenüber Projekten die Partizipation versprechen (May 2008, S. 59). Sinnvoll sind deshalb eine Reihe von Fragen, die sich professionelle Akteurinnen und Akteure im Voraus stellen können, um bestimmte Probleme zu vermeiden. Die geläufigsten Fragen in den untersuchten Peer-Forschungsprojekten beziehen sich auf die Formalitäten, auf Kommunikation und Machtteilung, Interessenskonflikte, Vertraulichkeit, emotionale Herausforderungen und deren besondere Unterstützung sowie Fragen zur Laufzeit der Projekte (Flicker, Roche, Guta 2010). Für den Verlauf des Projekts ist es sinnvoll, ethische Aspekte schon zu Beginn zu diskutieren und auch formal festzuhalten (ebd.). Für CBR-Projekte sind zudem weitere Fragen zu beantworten, die vor allem die Besonderheiten in der Zusammenarbeit mit Peer-Forschenden thematisieren und diese reflektieren sollen. Hierzu gehören im Zusammenhang mit der Rekrutierung die Fragen hinsichtlich des Zugangs. Das bedeutet wie soll der Zugang erfolgen und durch wen (ebd., S. 6). Ebenfalls spielen die Freiwilligkeit und die Lösung von Interessenskonflikten bei der Auswahl von Peer-Forschenden eine Rolle (ebd.). Eine weitere ethische Herausforderung, denen sich Projekte in der Peer-Forschung gegenüberstellen, ist die der Machtteilung. So scheint es hilfreich, die Rollen im Forschungsprozess klar zu definieren und auch in der Entscheidungsfindung eine hohe Transparenz zu gewährleisten. Sollte dies nicht erfolgen, läuft der Forschungsprozess Gefahr, die Peer-Forschenden lediglich zu instrumentalisieren anstatt Partizipation zu gewährleisten (ebd.). Dementsprechend sind Methoden und Umgangsformen anzuwenden, die genannte Probleme

me vorbeugen. Solche sind z.B. Entlohnung oder Arten der Anerkennung für die Forschungsarbeit.

Peer-Forschende sehen sich im Bezug zur Rekrutierung von Teilnehmerinnen und Teilnehmern oder der Datenerhebung möglicherweise auch Interessenskonflikten gegenübergestellt. Diese Situationen stellen besondere Herausforderungen dar, die auch zu einem Ausscheiden der Peer-Forschenden führen können, wenn diese das für angebracht halten (ebd.). Es gilt ebenfalls Fragen der Vertraulichkeit zu klären und hierzu spezielle Schulungen durchzuführen. In der Regel haben Peer-Forschende keine umfassenden Erfahrungen hinsichtlich der Vertraulichkeit in Forschungsprozessen (ebd.). Auch das Auslösen von emotionalen [emotional triggering] Situationen kann innerhalb von CBR-Projekten ein Problem für die Peer-Forschenden darstellen. Die Peer-Forschenden müssen hierauf ebenfalls vorbereitet sein und es sollte Möglichkeiten geben, in denen die Peers sich mit dem Forschungsteam austauschen können (ebd.). Im Anschluss an Projekte der Peer-Forschung empfiehlt es sich, mit Peer-Forschenden in Kontakt zu bleiben, bzw. ihnen Möglichkeiten der weiteren Beschäftigung anzubieten (ebd.). Gerade im Falle von schwierigen sozialen Problemlagen, in denen die Peer-Forschenden zu verorten sind, kann es passieren, dass diese mit dem Auslaufen des Projekts in alte Muster verfallen und die erlernten Kompetenzen im Sande verlaufen. Auch die Zielgruppe profitiert durch eine Verstetigung von Strukturen nach erwähnten Forschungsprojekten.

2.2.4 Beispiele von Peer-Research Projekten

Partizipative Forschungsprojekte, die einen Peer-Forschungsansatz nutzen, konzentrieren sich auf marginalisierte Zielgruppen wie z.B. Migrantinnen und Migranten, Menschen mit HIV/ AIDS, Menschen mit Drogensucht, Obdachlose, Menschen mit Psychiatrieerfahrung u.a.. Ein Ausschnitt hiervon soll im Folgenden beschrieben werden, um einen Einblick in den Einsatz von Peer-Forschenden zu bekommen.

Im Falle des partizipativen Forschungsprojekts von Goeke & Kubanski (2012) erfolgte der Einsatz von Menschen mit Behinderungen, um praxisnah aufzuzeigen wie es zum Ausschluss behinderter Menschen aus dem akademischen Raum kommt und welche Zugangsbarrieren hier bestehen (ebd.). Forschung erfolgt hier nicht über, sondern mit behinderten Menschen. In diesem Projekt wurden üblicherweise Betroffene als Co-Forschende mit einbezogen die professionell Forschenden verwehrt jedoch die aktive Rollenübernahme im Forschungsprozess (Goeke, Kubanski 2012, [2]). Daher musste immer wieder die Frage beantwortet werden, inwieweit und in welcher Form die Betroffenen, Akteurinnen und Akteure oder Praktikerinnen und Praktiker als Expertinnen und Experten ihrer sozialen Lebenswelt am Forschungsprozess partizipieren (ebd., [4]). Die Akademikerinnen und Akademiker standen der Herausforderung gegenüber, Macht und Verantwortung abzugeben. Außerdem

stellten sie sich ihren tradierten Rollen durch den Einbezug von Menschen mit Lernschwierigkeiten, denn dadurch konnten gesellschaftliche Machtverhältnisse hinterfragt werden (ebd., [44]). Dieser Schritt findet sich ebenfalls in dem Einbezug von vulnerablen Zielgruppen wieder. Die Herausforderungen lagen zum einen darin, die direkt Betroffenen nicht zu umgehen und deren Bezugspersonen über sie zu befragen. Laut Goeke & Kubanski (2012, [48]) möchten Forscherinnen und Forscher signifikante Ergebnisse ermitteln, während Menschen mit z.B. chronischen Erkrankungen vorrangig auf die Besserung ihrer Beschwerden hoffen. Letztendlich konnte man darauf auch das häufige Rekrutierungsproblem zurückführen, dass in der Forschung vorliegt (Wegscheider 2008). Ein wichtiger Aspekt war die Freiwilligkeit der Teilnahme sowie die Transparenz im Zusammenhang mit den Interviews und der Anerkennung der persönlichen individuellen Grenzen (Goeke, Kubanski 2012, [55]). Zur Ergebnisdarstellung erfolgte eine gemeinsame Textproduktion und Interpretation mit den Peer-Forschenden. Zum Gelingen des Forschungsprojekts war die Machtübergabe durch die Professionellen eine Notwendigkeit, um den Zugang zum akademischen Raum zu ermöglichen. Hierzu erfolgte auch eine Reflexion der Machtverhältnisse und deren mögliche Veränderung (ebd., [70]). Eine Aufwandsentschädigung führte zur Anerkennung der Mitwirkung der Peer-Forschenden (ebd., [72]). Resümierend wird deutlich, dass Partizipative Forschung Anerkennungsprozesse schafft, indem Beteiligung für alle möglich wird und alle ihre Expertise einbringen (ebd.). In Bezug auf die Forschung mit marginalisierten Zielgruppen bedarf es demnach praxisnahe, flexible und alternative Forschungsmethoden (ebd., [84]).

Im partizipativen Forschungsprojekt von Santos-Hövenner et al. (2014) ging es um die sexuelle Gesundheit bei in Deutschland lebenden Afrikanerinnen und Afrikanern. Die Rekrutierung der Studienteilnehmenden erfolgte über geschulte und bezahlte Peer-Researcher, der Einbindung von Schlüsselpersonen und eine Rekrutierung über Events sowie anhand des Community-Mapping (vgl. ebd., S. 5). Auch hierbei wurde erkannt, dass eine Rekrutierung über die Peer-Forschenden zu einer effektiveren Sensibilisierung der Mitglieder einer Community führt (ebd.). Es erfolgte eine Kooperation mit Vertreterinnen und Vertreter der afrikanischen Communities und lokalen Einrichtungen für Flüchtlinge, HIV-Schwerpunktpraxen, HIV-Testanbieter sowie die Information der Institutionen über das Vorhaben (ebd., S. 4). Die Befragung erfolgte durch die geschulten Peer-Forschenden, da diese die notwendige Sensibilität aufzeigten, um die Zielgruppe effektiv zu erreichen (ebd.). Bei der Auswahl der Peer-Forschenden wurde auf bestimmte Voraussetzungen der Peers geachtet. Diese sollten u.a. die Vielfalt der afrikanischen Communities in Hamburg widerspiegeln (ebd.). Schulungen fanden unter der Einbeziehung von spezifischen Änderungswünschen durch die Peers statt. Ebenfalls bestand die Möglichkeit durch eine regelmäßige Prozessevaluation, die Peer-Forschenden bei der Rekrutierung und Datenerhebung zu unterstützen (ebd.). Die Beteiligung der Zielgruppenmitglieder konnte die Akzeptanz und Unterstützung

des Vorhabens innerhalb der Zielgruppe steigern und damit auch dazu beitragen, die Datenqualität zu verbessern (ebd., S. 6).

2.3 Integrierte kommunale Strategien

Ein besonders prägnantes Beispiel für die kommunale Gesundheitsförderung stellen die integrierten kommunalen Gesundheitsstrategien (IKG) dar, auch Präventionsketten genannt. Diese sollen die Voraussetzung für ein möglichst langes und gesundes Leben aller Menschen in der Kommune verbessern – unabhängig von der sozialen Lage (Kilian 2012, S. 1). Auf kommunaler Ebene können dadurch Unterstützungsangebote privater und öffentlicher Träger für die Altersgruppen und Lebensphasen gebündelt und abgestimmt werden (ebd.). Ziel ist es, einen wirkungsvollen Einsatz der Ressourcen zu erreichen und unabhängig der sozialen Lage eine wichtige Voraussetzung für gesunde Lebensbedingungen zu schaffen (ebd.). Die Gesundheit sowie die soziale Lage korrelieren miteinander, worauf das medizinische Versorgungssystem oft nicht vorbereitet ist (ebd.). Auf diese Lücke zielt Prävention und Gesundheitsförderung, insbesondere in der Kommune, damit diese Beeinträchtigungen erst gar nicht auftreten können (ebd.). Besonders bedeutsam sind dabei die Übergänge im Lebenslauf der Menschen in der Kommune – hier sollen vor allem die IKG ansetzen (vgl. ebd., S. 3). Ein Praxisbeispiel, welches u.a. partizipative Ansätze für IKG angewendet hat, wird im Folgenden kurz vorgestellt.

Da die Entwicklung von IKGs in der Regel Prozesse und Strukturen in den Kommunalverwaltungen betreffen, ist die Einbeziehung und Teilhabe der direkt Betroffenen nicht immer gegeben. Plädiert wird hier: tendenziell weg vom „Top-down-Ansatz“ und hin zu einem verstärkten „Bottom-up-Ansatz“, in dem Arbeits- und Lebenswelten der betroffenen Bevölkerungsgruppen sowie Akteurinnen und Akteure gleichermaßen angemessen berücksichtigt werden (Mossakowski, Süß, Trojan 2009, S. 184). Ein Beispiel hierzu liefert das Wissenschaftsprojekt in der Hamburger Lenzsiedlung, die als benachteiligtes Quartier beschrieben wird (ebd.). Das Ziel war, die Handlungsfelder „Rund um die Geburt“, die „Frühen Hilfen“ sowie Ernährung, Bewegung und Sucht in den Fokus zu nehmen (ebd.). Eine Einbeziehung der Bewohnerschaft erfolgte durch Befragungen via Interviews, in denen die Möglichkeit bestand, Wünsche und Verbesserungsvorschläge zu äußern. Die Einbeziehung der professionellen Akteurinnen und Akteure wurde durch den Runden Tisch realisiert. Beide Beteiligungsformen zielten zudem auf die Aktivierung und Förderung der Bewohnerschaft sowie der Akteurinnen und Akteure (ebd.). Innerhalb des Forschungsprojekts wurden zudem Qualitätskriterien und Qualitätsanforderungen für integrierte Handlungskonzepte formuliert. Hierzu gehörte auch das Kriterium „Integration der Bevölkerung bzw. der Zielgruppe“, in denen die

Partizipation im Rahmen der Analyse, Politikformulierung, Umsetzung und Evaluation erfolgen sollte (vgl. Süß, Trojan 2012, S. 98).

NeustadtGesund, ein weiteres Projekt zur Entwicklung von kommunalen Gesamtstrategien, kam u.a. zu dem Ergebnis, dass der Einsatz von sogenannten „Gesundheitsmittlern“ als geschulte Laien dazu führen kann, dass eine erfolgreiche Verbindung zwischen schwer erreichbaren Familien und dem professionellen Sozial- und Gesundheitssystem geschaffen werden konnte (Wihofszky 2013, S. 185). Somit stellt der Hintergrund von IKG einen möglichen Rahmen für partizipative Ansätze dar.

2.4 Verhältnis von Macht und Raum

Wirkliche Partizipation und Beteiligung sind wesentlich an die Machtbefugnisse der jeweiligen Akteurinnen und Akteure gebunden (Mossakowski, Süß, Trojan 2009, S. 186). In der Zusammenarbeit zwischen Zielgruppe, Projekt und Geldgeberinnen sowie Geldgeber spielt Macht also immer eine Rolle (Wright, Block, v. Unger 2010a, S. 78). Potentielle Peer-Forschende stehen dieser Situation ebenfalls gegenüber, weshalb in diesem Kapitel auf diese Thematik eingegangen werden soll.

Das Bewusstsein von Machtunterschieden ist Grundlage für das Entwickeln von Möglichkeiten, wie im Rahmen von Entscheidungsprozessen die Macht geteilt werden kann (ebd.). Wie bereits erwähnt, werden bestimmte Entscheidungen oft durch die Geldgeberinnen und Geldgeber getroffen, zum Beispiel wenn es um die Definition des Forschungsthemas geht. Um die Partizipation zu realisieren muss diese als Entwicklungsprozess gesehen werden, was sich auch an den Stufen der Partizipation von Wright, v. Unger und Block (2010a) aufzeigen lässt. Demnach muss also immer darüber abgestimmt werden, wie viel Entscheidungsmacht tatsächlich bei den beteiligten Bevölkerungsgruppen und ihren anwaltlichen Akteurinnen und Akteuren liegt, um von Vorstufen der Partizipation oder von Nicht-Partizipation zu sprechen (vgl. Mossakowski, Süß, Trojan 2009, S. 186). Laut Arnstein (1969) gibt es einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Durchlaufen eines leeren Rituals der Partizipation und dem Verfügen über die Macht, die man braucht, um die Ergebnisse des Prozesses zu beeinflussen. Im wesentlichen kann gesagt werden, dass die Entscheidungsmacht erst geteilt werden kann, wenn klar ist, wer sie ausübt (ebd.). Die PQ soll den Macht- und Ressourcengefällen und der dadurch eingeschränkten Einflussnahme auf Entscheidungen entgegenwirken und die Stärkung der Zielgruppe unterstützen (vgl. ebd., S. 77). Ziel ist es, dass die Zielgruppe ihre Interessen besser artikulieren kann, um diese dann für eine passgenaue zielgruppenspezifische Intervention zu berücksichtigen (ebd.). Prinzipiell geht es darum, die Machtverhältnisse zwischen Wissenschaft und Beforschten in gewisser Form zu verändern (vgl. Goeke, Kubanski 2012, [15]). Durch den Einsatz von Peer-

Forschenden werden generell gesellschaftliche Machtverhältnisse hinterfragt (ebd.). Es muss aber auch nicht immer eine Machtfrage sein, wenn es um die Umsetzung partizipativer Ansätze geht. Hindernisse können simple bürokratische Strukturen darstellen (Mossakowski, Süß, Trojan 2009).

Dieser Abschnitt soll dazu dienen, den Raumbegriff darzustellen, um die Besonderheit auf die Auswirkung von gesundheitlichen Beeinträchtigungen sowie deren Entgegenwirken für die Zielgruppe aufzuzeigen. Als Raum können die verschiedenen Settings, aber auch andere Orte sozialer Interaktion gesehen werden. Internationale Untersuchungen belegen einen Zusammenhang zwischen Raum und verschiedenen gesundheitsbezogenen Outcomes (Bittlingmayer et al. 2010, S. 21 f.). Eine Unterscheidung zwischen Stadtteilen mit hoher Arbeitslosenquote gegenüber Stadtteilen mit niedriger zeigte, dass die Lebenserwartung sich mit mehr als zwei Jahren unterscheidet (ebd., S. 22). Der Setting-Ansatz gilt als Kernstrategie der Gesundheitsförderung und soll den genannten Phänomenen entgegenwirken (ebd., S. 23 zitiert nach Altgeld 2008, S. 515). Er zielt darauf ab, gesundheitsförderliche Lebenswelten zu schaffen und in dieser Hinsicht die kleinräumliche Dimension des Zusammenlebens in den Blick zu nehmen (Bittlingmayer et al. 2010, S. 23). Adressiert wird teilweise eine allgemeine Lebenswelt, teilweise aber auch formale Organisationen und Institutionen, wie z.B. Kitas, Schulen usw. (ebd.). Sie werden als Möglichkeit der Entwicklung eines gesundheitsfördernden Settings betrachtet (ebd., S. 23). Hier besteht die Möglichkeit partizipative Ansätze umzusetzen und dadurch die Bevölkerung direkt in die Entwicklung miteinzubeziehen. Settings gelten als gestaltbare Handlungsräume (ebd.). Das entscheidende am Setting-Ansatz ist, dass auf die Problemdimension von außen verzichtet wird. Die Problemdefinition erfolgt demzufolge aus dem Setting heraus und schließt häufig „schwer erreichbare“ Zielgruppen in die Ermittlung der Gesundheitsbedarfe mit ein (ebd.). Als Probleme der settingbezogenen Interventionen steht die Unterschätzung der Betroffenen an erster Stelle. Hinzu kommt die nicht gleichermaßen geführte Artikulation der Bedürfnisse sowie die heterogene Zusammensetzung eines sozialen Raumes (vgl. ebd., S. 24). Außerdem sollte die kleinräumliche Gestaltbarkeit des Raumes nicht überschätzt werden und sich je nach Region an der Priorisierung der Bedarfe orientieren (ebd.).

2.5 Parallel-tracking

Ein Modell, um Machtverhältnisse unabhängig des Settings aufzuweichen, ist der „parallel-tracking“ Ansatz. Der Top-down Ansatz in der Konzeptplanung von gesundheitsförderlichen Interventionen ist häufig expertenorientiert (vgl. Wihofszky 2013, S. 181). Dieses Verhältnis soll durch die Orientierung an der Ottawa-Charta und der Umsetzung von partizipativen Ansätzen optimiert werden. Das heißt, durch die Einbeziehung von wichtigen Akteurinnen und

Akteuren sowie der Zielgruppen soll eine Verstärkung des Bottom-up Ansatzes ermöglicht werden. Parallel-tracking hingegen ermöglicht beide Ansätze zusammen zu bringen und dadurch Synergieeffekte für alle Beteiligten und für die Qualität der Intervention zu schaffen (ebd.). Genauer bedeutet es, dass Top-down und Bottom-up als parallele Pfade entlang der Phasen des PHAC schrittweise aufeinander bezogen und mit der PQ verglichen werden können (ebd., S. 181 f.). Er dient als guter Ansatz, um z.B. in der Kommune vorzugehen und alle Akteurinnen und Akteure an einen Tisch zu bringen. Die am Prozess Beteiligten kollidieren nicht zwischen Top-down und Bottom-up, sondern es lassen sich beide Vorgehensweisen mit ihren Selbstverständnissen integrieren (ebd., S. 182). Notwendig sind in der Projektarbeit Formen der regelmäßigen Reflexion, um Verbesserungspotentiale und Stärken sichtbar zu machen (ebd.). Dies kann in den vier Ebenen der Reflexion erfolgen: der personellen Ebene, der Ebene der sozialen Beziehungen zwischen den Beteiligten, den strukturelle Bedingungen und der Ebene des Forschungsprozesses (ebd.). Probleme können auch hier durch den hohen zeitlichen und finanziellen Aufwand auftreten. Hinzu kommt das Problem der starren Ausrichtung der Ausgangs- und Rahmenbedingungen für Projekte in der Gesundheitsförderung (ebd.).

2.6 Güte- und Qualitätskriterien in der Partizipativen Forschung

Die Diskussion zur Evidenz von Interventionen der Gesundheitsförderung und Prävention überträgt sich auch auf die Partizipative Forschung und die Partizipative Qualitätsentwicklung. Herausforderungen sind hierbei der Einsatz von Mitgliedern der Zielgruppe, die häufig keinen akademischen Hintergrund mitbringen. Außerdem sind die Projekte sehr individuell auf die jeweiligen Lebenswelten angelegt, sodass oft kein Vergleich der Ergebnisse möglich ist. Trotzdem sind partizipative Forschungsmethoden zunehmend anerkannt (v. Unger 2014). An die Gesundheitswissenschaften wurde seitens der Öffentlichkeit in den letzten Jahren verstärkt die Forderung gerichtet, die Wirksamkeit von medizinischen und anderen Maßnahmen nachzuweisen und damit wissenschaftliche Evidenz herzustellen, die eine verbesserte, evidenzbasierte Praxis der Gesundheitsversorgung ermöglicht (ebd., S. 7). Partizipative Verfahren wollen die Lücke zwischen Wissenschaft und Praxis schließen (ebd.). Will man eine evidenzbasierte Praxis, benötigt man demzufolge eine praxisbasierte Evidenz (Green 2009 zitiert in v. Unger 2014).

Spezielle Gütekriterien für die Partizipative Forschung bestehen aktuell nicht. Dementsprechend muss sich mit den allgemein geltenden Gütekriterien von Forschung, vor allem der qualitativen Forschung auseinandergesetzt werden, auf die jedoch nicht näher eingegangen wird (Bergold, Thomas 2010, S. 341). Darüber hinaus sind spezielle Gütekriterien

die sich auf den Prozess der Partizipation beziehen, zu berücksichtigen. Bergold & Thomas (2010, S. 342) schlagen hierfür folgende Gütekennzeichen vor:

- Alle Betroffenen haben Zugang zu dem Forschungsprozess und den dort anstehenden Entscheidungen;
- Die Stimme aller Beteiligten wird gehört und fließt in die Entscheidungen ein;
- Das Ziel der Forschung ist die Erweiterung des Wissens und die gemeinsame Handlungsfähigkeit aller Beteiligten;
- Die Ergebnisse sollen verständlich sein und in ihren Konsequenzen durchschaubar, außerdem sollten sie allen zur Verfügung stehen;
- Die Gütekennzeichen sollten nützlich und anschlussfähig an die Praxis und an die wissenschaftlichen Theorien sein.

Zu berücksichtigen ist jedoch auch, in welchem Rahmen hier ein Nachweis der Wahrheit von Ergebnissen erbracht werden soll. Ebenso ist die Vorstellung über gute Qualität eher unterschiedlich (Bergold, Thomas 2012). Beispielsweise können die Nutzerinnen und Nutzer hierzu andere Vorstellungen und Prioritäten benennen als die Geldgeberinnen und Geldgeber. Diese Unterscheidung gilt auch für die PGF und PQ. So lautet ein Gebot zur CBPR: „Wenn du die Wahl hast zwischen Community-Zielen und der Befriedigung intellektueller Neugier, solltest du die Community-Ziele als höheres Gut erachten!“ (Brown 1997 zitiert nach Wright et al. 2010b, S. 228).

Die wissenschaftliche Basis der PQ entstammt der Aktionsforschung, wobei die PQ eine weitere Ausprägung dieser darstellt (Wright et al. 2010a). Für Projekte in der Gesundheitsförderung und Prävention besteht die Problematik einer angemessenen Wirkungsmessung und Qualitätsentwicklung, insbesondere für komplexe, lebensweltbezogene Interventionen (SVR 2005). Eine Möglichkeit dem zu entsprechen bietet die PQ. Auch für die PGF bestehen aktuell noch keine international anerkannten Gütekriterien (Wright et al. 2010b, S. 221). Den Vorgängern der PGF und anderen partizipativen Forschungsansätzen wird unterstellt, mehr an deren gesellschaftlichen Auswirkungen interessiert zu sein, als an wissenschaftlichen Erkenntnissen (ebd., S. 223). Das grundlegende Spannungsverhältnis zwischen wissenschaftlichen Interessen und dem Interesse der Zielgruppe wird häufig durch Kompromissbildung auf beiden Seiten aufgelöst (vgl. ebd., S. 229). Dementsprechend sieht sich die CBPR ständig mit kritischen Fragen der Validität, Reliabilität und Objektivität gegenüber (ebd.). Der Wunsch ist es, eigene Definitionen von wissenschaftlichen Kernkonzepten zu formulieren, um zu verdeutlichen, anhand welcher Maßstäbe die Qualität und Glaubwürdigkeit der Arbeit in der PGF erfolgt (ebd.). Alternativ zu den Dimensionen der Qualitätsentwicklung ließen sich Qualitätskriterien auf drei Ebenen definieren:

1. *Qualität der kooperativen Beziehungen und der Partizipationsformen (Strukturqualität)*
2. *Qualität der Forschung und ihrer wissenschaftlichen Standards (Prozess- und Planungsqualität)*
3. *Qualität des Einflusses und der Wirkung der Forschung auf die Community bzw. auf ihre Lebensverhältnisse (Ergebnis- und Wirkungsqualität).* (ebd., S. 230).

Allgemein besteht durch die Heterogenität der Ansätze und das Fehlen einer allgemeinen wissenschaftlichen Sprache die Schwierigkeit der Sicherheit herzustellen, um Fördermittel für Forschungsprojekte zu akquirieren (vgl. Wright 2012b, S. 421). Durch die ICPHR, deren Ziel es ist, die Stellung der PGF in der Praxis, Politik und Forschung zu stärken, werden Überlegungen zur gemeinsamen Erstellung von Grundprinzipien, Gütekriterien und Leitlinien für PGF angestellt. Leitthemen für die Arbeit der ICPHR zu Gütekriterien werden von Springett, Wright und Roche (2011) vorgeschlagen. Hierzu ist im Kontext dieser Abschlussarbeit das Thema 5: die Voraussetzung und Rolle der Mitforschenden besonders zu erwähnen. Demnach sind die Mitforschenden, Co-Researchers oder Peer-Researchers, die Menschen, deren Leben im Mittelpunkt der Forschungstätigkeit steht und die als Teil des Forschungsteams an der Forschungsarbeit teilnehmen (Wright 2012b, S. 423). Beschrieben werden zudem die Tätigkeiten, die von den Mitforschenden übernommen werden können. Auch die Selektion oder Rekrutierung sowie Schulungsmaßnahmen werden in der PGF zunehmend thematisiert, wobei hierzu eine Zusammenführung der Erkenntnisse aus den bisherigen Erfahrungen erfolgen muss (ebd.). Ziel dessen ist es, eine Klarheit über die Rolle der Mitforschenden zu gewinnen. Das setzt auch die Klärung der ethischen Fragestellung und Anforderungen an die Mitarbeit für alle Beteiligten voraus (ebd.). Thema 4 stellt zudem einen weiteren wichtigen Aspekt im Kontext der Entwicklung von Qualitätskriterien zur Auswahl von Peer-Forschenden dar. Hier steht die Qualität im Forschungsprozess im Fokus, da diese für die jeweilige Phase beschrieben werden soll (ebd.). Die Möglichkeit der kontinuierlichen und detaillierten Überprüfung, ob die beabsichtigten Gütekriterien erfüllt worden sind, ist angestrebt (ebd.).

Durch Mercer et al. (2008) wurden Richtlinien entwickelt, die für CBPR aber auch in anderen partizipativen Forschungsansätzen angewendet werden können. Erstellt wurden diese auf Grundlage einer Datenrecherche aus 400 Artikeln zu Partizipativer Forschung (ebd.). Unterschieden wird auch hier zwischen den Nutzerinnen und Nutzern (z.B. professionelle Akteurinnen und Akteure) sowie den nichtakademischen Partnerinnen und Partnern (ebd.). Sinn und Zweck der Richtlinien ist es, ein Profil in der 1. Phase (Assessment) des Projekts zu erstellen. Die Richtlinien dienen dem Zweck, damit Geldgeberinnen und Peer-Reviewers, die zu finanzierende Partizipative Forschung bewerten können (ebd., S. 411). Außerdem

sollen diese die Gutachterinnen und Gutachter bei der Beurteilung von Projekten unterstützen, mit der Orientierung an partizipativen Forschungskriterien (ebd.). Diese Richtlinien sollen die Stärkung der Projektvorschläge und Förderungsanträge (mit partizipativen Charakter) von Forschenden und den nichtakademischen Co-Forschenden fördern (ebd.). Die Richtlinien umfassen vier Kategorien und können anhand vorgegebener Antwortmöglichkeiten quantitativ und qualitativ durch die jeweiligen Beteiligten bewertet werden – eine gleichzeitige quantitative sowie qualitative Beantwortungen wird als nützlicher erachtet (ebd.). Folgende Kategorien sind vorhanden:

1. Teilnehmende und die Art der Beteiligung
2. Gestaltung von Zweck und Umfang der Forschung
3. Durchführung der Forschung und Kontext
4. Art der Forschungsergebnisse (ebd.).

Punkt 1 „Teilnehmende und die Art der Beteiligung“ sind für diese Abschlussarbeit von besonderer Bedeutung, da hier die Einbeziehung der Betroffenen in die Forschungstätigkeit beschrieben wird. Es werden die Anstrengungen der Einbeziehung von Zielgruppen, die allgemein unterrepräsentiert sind, als Merkmal bestimmt. Ebenfalls wird das Vertrauen der Beteiligten in den Fokus gerückt, das für einen erfolgreichen Prozess vorhanden sein muss (ebd.). Auch eine vertragliche Regelung der Kooperationen und der Zusammenarbeit wird erwähnt. Unter dem Punkt der Durchführung von Forschung und Kontext finden sich wichtige Merkmale für den Einbezug von Peer-Forschenden. Hier geht es u.a. darum, den Betroffenen die Teilnahme an der Datenerhebung und Datenauswertung zu ermöglichen (ebd.). Die Interpretation der Ergebnisse durch die Betroffenen ist ebenso als Merkmal vorgesehen. Die Kriterien machen es dem Forschungsteam und allen anderen Beteiligten möglich, die Forschungstätigkeit in allen Phasen zu reflektieren. Sie schaffen die Voraussetzung für eine Überprüfung des jeweiligen Forschungsstands, nicht nur durch die professionellen Akteurinnen und Akteure, sondern auch durch die Betroffenen (ebd.). Ebenso kann reflektiert werden, welcher Grad der Partizipation erreicht ist oder inwiefern noch Verbesserungspotentiale bestehen (ebd.). Eine Weiterentwicklung der Richtlinien ist durch die Autorinnen und Autoren ausdrücklich erwünscht.

Eine weitere Zusammenstellung von Anregungen bezüglich Grundsätzen und Qualitätsindikatoren für Partizipation wurde im Bereich der Jugendhilfe in der Schweiz erstellt (Frehner et al. 2004, S. 5). So wurden hier durch das Schweizer Präventionsangebot „fantasy projects“ Merkmale verfasst, die auf eigenen Erkenntnissen sowie der Konsultation von Fachliteratur basieren (ebd.). Anzumerken ist jedoch hierbei, dass die Merkmale sich nicht auf Forschungsvorhaben beziehen, sondern auf die Partizipation in der allgemeinen Arbeit mit Jugendlichen. Die Merkmale sollen trotzdem genutzt werden, um darzustellen dass eine Entwicklung von Richtlinien oder Qualitätskriterien umgesetzt wird. Sie umfassen die Freiwillig-

keit der Teilnahme durch die Betroffenen, die Selbstbestimmung über die Vorhaben, eine Prozessorientierung, die Adressatinnen- und Adressatengerechtigkeit für die Offenheit gegenüber allen Betroffenen, die Unterstützung durch Professionelle, die Vernetzung und Öffentlichkeitsarbeit sowie die frühzeitige Planung und Auswertung der Tätigkeiten (vgl. ebd., S. 5 f.).

Ein mögliches Instrument zur Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung ist das Qualitätssystem quint-essenz aus der Schweiz. Es vereint die Komponenten Projektmanagement und Qualitätsmanagement mit den Grundsätzen der Gesundheitsförderung (Kolip, Müller 2009). Quint-essenz versteht sich als ein umfassendes, für die interne Anwendung geeignetes, internetbasiertes Qualitätssystem mit unterschiedlichen Elementen, das alle Qualitätsdimensionen erfasst (vgl. Kolip et al. 2012, S. 73). Im Mittelpunkt von quint-essenz steht die systematische Reflexion, um nicht nur Stärken zu erkennen, sondern auch Verbesserungspotentiale aufzudecken sowie den Weg zur Qualitätsentwicklung aufzuzeigen (vgl. ebd., S. 94). Das System hat den Anspruch alle Phasen des Projektmanagements zu berücksichtigen und mit praxistauglichen Instrumenten zu unterstützen (ibd.). Die systematische Reflexion der Qualität von Projekten bei quint-essenz basiert auf 24 Qualitätskriterien, die sechs Bereiche zugeordnet sind (ibd., S. 79). Diese sechs Bereiche decken die zentralen Konzepte der Gesundheitsförderung sowie wesentliche Aspekte der Struktur-, Prozess- und Ergebnisqualität von Interventionsprojekten ab (Ackermann, Studer, Ruckstuhl 2009, S. 141). Besonderes Gewicht hat die Assessment- bzw. Planungsqualität mit dem Kern der schlüssigen Projektbegründung (ibd., S. 141). Auch der Aspekt der Partizipation findet sich unter den Kriterien der Gesundheitsförderung wieder. So sollen hier die Akteurinnen und Akteure des Settings in die Projektplanung und -durchführung einbezogen werden.

2.6.1 Good-Practice-Kriterien und Partizipative Qualitätsentwicklung

Für die Partizipative Qualitätsentwicklung direkt wurden keine festen Qualitätsmerkmale definiert, damit die Akteurinnen und Akteure vor Ort ihre eigenen Qualitätsfragen in den Fokus stellen können (vgl. Tempel et al. 2013, S. 74). Als Orientierungspunkt können jedoch die Good-Practice-Kriterien dienen, da sie nicht als Kontrollinstrument, sondern als Hilfestellung und Reflexionsmöglichkeit für die jeweiligen Projekte genutzt werden können (ibd.). Die Kriterien guter Praxis in der Gesundheitsförderung bei sozial Benachteiligten sollen eine Ausgangsbasis und eine Richtschnur bilden, um insbesondere Träger von Angeboten sowie Praktikerinnen und Praktiker in ihrer täglichen Arbeit zu unterstützen (Lehmann et al. 2011, S. 13). Auf der Grundlage verschiedenster Ergebnisse, Instrumente und Erfahrungen wurden zwölf Kriterien guter Praxis formuliert (ibd.).

Aufgrund der systematischen Beteiligung von Zielgruppen und Betroffenen im Rahmen gesundheitsförderlicher Interventionen ist die Partizipation ein zentrales Kriterium des Good-

Practice-Ansatzes (Kilian, Gold, Lehmann 2010, S. 101). Ebenso ist die Einbeziehung von sozial benachteiligten Zielgruppen beschrieben. Somit gilt hier zu prüfen, ob diese Gruppen auch einbezogen sind und aktiv oder auch passiv an der Entwicklung der Intervention teilhaben können (Lehmann et al. 2011). Auch das Kriterium der Qualitätsentwicklung steht im Sinne der PQ für eine stetige Weiterentwicklung der Qualität der jeweiligen Programme. Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf der Interventionsebene stellt der Good-Practice-Ansatz eine gute Beteiligungs- und Entscheidungsmöglichkeit dar (Kilian, Gold, Lehmann 2010). Er ist mit seinen Kriterien auf eine qualitätsorientierte Ausgestaltung von Interventionen soziallyagenbezogener Gesundheitsförderung ausgerichtet ohne handlungsspezifische Vorgaben zu formulieren (ebd.). Die Entscheidung verbleibt in Verantwortung der Professionellen (ebd.). Ebenso bleibt offen welche der Kriterien durch die Entwicklung einer Intervention erfüllt werden sollen. Der Fokus kann je nach Ressourcen auf einzelne Kriterien gerichtet werden (mindestens zwei) und muss dementsprechend nicht alle erfüllen (ebd.). Die Ansätze PQ und Good-Practice stehen deshalb in komplementärer Beziehung (ebd.). Zum einen ermöglicht die PQ eine partizipative Ausrichtung von Organisationen und Projekten durch angemessene Methoden und Instrumente zur Beteiligung der Akteurinnen und Akteure, die für alle Projektphasen zur Verfügung stehen (vgl. ebd., S. 104). Der Good-Practice-Ansatz verfolgt hingegen eine Vorgehensweise, indem er durch die inhaltliche Festlegung der Qualitätskriterien eine Orientierung ermöglicht (ebd.).

2.6.2 Evaluation

Die Evaluation partizipativer Forschungsprozesse in der Gesundheitsförderung und Prävention kann ebenfalls in Zusammenarbeit mit den Betroffenen oder Peer-Forschenden erfolgen. Als Evaluation wird eine systematische Untersuchung des Nutzens oder Wertes eines Gegenstandes, beispielsweise eines Programms oder Projekts bezeichnet (DeGEval 2008, S. 15). Die Ansätze können sich durch die eher komplexe und umfangreiche Anlage der Evaluation unterscheiden (Brandes, Schaeffer 2013, S. 132). Weitere Differenzierungen sind in den Programm- oder Projektphasen möglich und in der personellen Durchführung, die entweder intern oder extern stattfinden kann (ebd.). Letztendlich kann eine Evaluation auch anhand partizipativer Arbeitsweise durchgeführt werden (ebd.). Eine partizipative Evaluation setzt ebenfalls wie die Partizipative Forschung den Fokus auf die systematische Entwicklung lokalen Wissens aus dem Praxiskontext sowie die Kompetenzentwicklung der Beteiligten (ebd.). Die Merkmale der partizipativen Evaluation liegen in der systematisierten Beteiligung der primären Nutzerinnen und Nutzer, den Entscheidungsträgerinnen und -trägern sowie weiteren Akteurinnen und Akteure (ebd.). Hiermit sind auch die Personen gemeint, die einer Zielgruppe zugerechnet werden können. Ein weiteres Merkmal ist die Zusammenarbeit auf Augenhöhe, die auf einem Dialog basiert (ebd.). Aufgrund der Befähigung der verschiedenen

Akteursgruppen kommt es zum Kompetenzzuwachs und zu einer Weiterentwicklung der evaluierten Maßnahme (ebd., S. 133). Die Formen der partizipativen Evaluation unterscheiden sich anhand der Steuerung. Neben den Evaluierenden (Evaluatorgesteuert) selbst kann auch die Zusammenarbeit zwischen den Evaluierenden und den Personen aus der Zielgruppe (Kollaborativ) erfolgen (ebd.). Eine dritte Form ist die Evaluation, in der die Evaluierenden von den Akteurinnen und Akteuren (Akteurgesteuert) zur Unterstützung und Beratung bei der Umsetzung der Evaluation herangezogen werden (ebd.).

Den bereits erwähnten Vorteilen des Kompetenzzuwachses, der Schaffung lokaler Evidenz und der gemeinsamen Reflexion in den verschiedenen Projektphasen stehen auch Nachteile gegenüber. Hierzu zählen vor allem eventuelle Meinungsverschiedenheiten, ein erhöhter Ressourcenbedarf und eine erschwerte Akzeptanz der individuellen Vorgehensweise sowie gegebenenfalls ein nicht positives Outcome (ebd.). Anhand der Vor- und Nachteile ist die Vorgehensweise zu planen. Der Wille aller Beteiligten ist Voraussetzung für eine partizipative Evaluation. Außerdem sind die zeitlichen Ressourcen zu berücksichtigen und die Bereitschaft muss vorhanden sein, um sich auf Lern- und Entwicklungsprozesse einzulassen (ebd.). Darüber hinaus werden die Kommunikationsfähigkeiten und die Bereitschaft einen gemeinsamen Dialog zu organisieren und durchzuführen zum Gelingen der Evaluation benötigt (ebd.). Erfolgt die partizipative Evaluation zyklisch, ist eine unmittelbare Berücksichtigung der Ergebnisse im Projektverlauf möglich und trägt maßgeblich zur Qualität der Intervention bei (ebd., S. 136). Es muss jedoch auch die Unabhängigkeit der Evaluation hinterfragt werden, die durch die partnerschaftliche Vorgehensweise zwischen den Akteurinnen und Akteuren beeinflusst sein könnte. Hierzu ist eine hohe Transparenz bezüglich der Methode und der Bewertungsmaßstäbe notwendig und ein zusätzlicher Aufwand für die partizipative Evaluation (ebd., S. 137).

Eine partizipative Evaluation wird durch alle Beteiligten gemeinsam gestaltet. Auch hier ist die Perspektive und Mitwirkung der Zielgruppe ein unumgänglicher Beitrag. Für die Durchführung stehen verschiedene Methoden zur Verfügung, wie z.B. die SMART-Kriterien² zur Zielformulierung, ZWERG-Kriterien³ für die Indikatorformulierung oder die ZiWi-Methode zur Entwicklung lokaler Ziele und Wirkungswege. Außerdem können die Standards der DeGEval-Gesellschaft für Evaluation e.V. zur Orientierung herangezogen werden. Als spezielles Instrument für partizipative Projekte kann die qualitative Methode der Fotodokumentation genutzt werden (Eichhorn, Nagel 2009). Hierbei fotografieren Menschen aus der Zielgruppe ihr alltägliches Lebensumfeld und diskutieren die Fotos im Rahmen von sogenannten Fokusgruppen (ebd., S. 208).

² SMART steht für: „spezifisch“, „messbar“, „anspruchsvoll“, „realistisch“ und „terminiert“

³ ZWERG steht für: zentrale Bedeutung, Wirtschaftlichkeit, Einfachheit, Rechtzeitigkeit, Genauigkeit

2.7 Zwischenfazit des Theorieabschnittes

Die Partizipative Qualitätsentwicklung verdeutlicht die Notwendigkeit einer Entwicklung von lebensweltorientierten Interventionen und bietet dazu einen Rahmen für die systematische Durchführung einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit um gemeinsame Probleme zu erforschen und Interventionen zu entwickeln. Eine große Rolle spielt hierbei die lokale Evidenz, die durch den Einsatz von partizipativen Methoden entstehen kann und maßgeblich für die Qualität der Interventionen oder Programme verantwortlich ist. Berücksichtigt werden muss in der Projektplanung, dass die Bereitstellung bestimmter Ressourcen und das Aufkommen von Herausforderungen auf die Geldgeberinnen und Geldgeber sowie auf das Forschungsteam zu kommen. Ebenfalls ist es für die Projektplanung notwendig die Stufen der Partizipation für die Projektphasen einzuplanen. Trotz allem bestehen verschiedene Hürden in der Umsetzung der PQ, die zum einen mit starren Projektstrukturen zusammenhängen und gepaart sind mit Ressentiments gegenüber der Zielgruppe.

Im Kontext mit der Peer-Forschung gibt es bisher in Deutschland nur wenige partizipative Forschungsprojekte. Der Ansatz nutzt die unmittelbare Einbeziehung von Mitgliedern der Zielgruppe in alle Phasen der Forschung, um so lebensweltorientierte Aspekte zu gewinnen und deren Verwertung langfristig zu einem sozialen Wandel zu führen. Gerade für den Einbezug von Zielgruppen, die den Bedingungen der sozialen Exklusion und Vulnerabilität ausgesetzt sind, bietet der Ansatz eine Chance, genau diese Sichtweisen darzustellen. Die Peer-Forschenden nehmen diese wichtige Rolle als gleichgestellte Forschende ein, wozu bestimmte Vorbereitungen getroffen werden müssen. Es finden sowohl informelle als auch formelle Vereinbarungen zwischen den Partnerinnen und Partnern statt und die Peer-Forschenden werden zur Vorbereitung auf den Forschungsprozess speziell geschult. Es bedarf einer Zusammenführung der Erkenntnisse aus den bisherigen Erfahrungen, um eine neue Klarheit über die Rolle der Peer-Forschenden zu gewinnen (Wright 2012, S. 423). Eine Rekrutierung von Peer-Forschenden gestaltet sich umfangreich in der Beachtung der jeweiligen Strukturen vor Ort. Wobei kommunale Strukturen oft Ressourcen aufweisen, wenn es um Kontakte in die jeweiligen Zielgruppen geht. Die Auswahl der Peer-Forschenden sollte jedoch als sehr sensibel erachtet werden, damit niemand ausgeschlossen wird und besonders Mitglieder aus vulnerablen Zielgruppen angesprochen werden können. Besonders im Rahmen von integrierten kommunalen Gesundheitsstrategien wird vermehrt für einen „Bottom-up-Ansatz“ plädiert, um hier die direkt Betroffenen in die Entwicklung der Strategien mit einzubeziehen. Dabei müssen besonders die Bedingungen von Macht und Raum in den kommunalen Strukturen berücksichtigt und aufgebrochen werden. Das sogenannte „parallel-tracking“ ist in diesem Kontext ein Lösungsvorschlag, da hier Top-down- und Bottom-up-

Strukturen miteinander vereint und somit Problemen, die durch Fragen der Entscheidungsmacht entstehen.

Die genannte Zusammenführung der Erfahrungen aus partizipativen Forschungsprojekten soll auf Grundlage der vorhandenen Qualitäts- und Gütekriterien aus der PQ und angrenzenden Methoden erstellt werden. Hierzu eignet sich der Blick auf die Good-Practice-Kriterien der BZgA sowie auf Kriterien, die für die PGF erstellt wurden. Im Bezug darauf ist die Phase der Evaluation, in der Gestaltung der PQ ein wichtiger Aspekt.

3. Methodenteil

Auf Grundlage der Fragestellung erfolgte eine Befragung von Peer-Forschenden, die über ihre Erfahrungen im Zusammenhang mit der Arbeit in partizipativen Forschungsprojekten der Gesundheitsförderung und Prävention berichten.

3.1 Methodologie

Aufgrund der für diese Arbeit formulierten Fragestellung wurden die subjektiven, aber auch objektiven Erfahrungen von Personen untersucht, die an Studien oder Projekten teilgenommen haben bei denen partizipative Methoden, nämlich die der Peer-Forschung genutzt wurden. Genauer gilt es zu erheben, wie gerade diejenigen Personen, die laut signifikanten Feststellungen schwerer für Maßnahmen in der Gesundheitsförderung und Prävention zu gewinnen sind (v. Unger et al. 2013), für eben für solche Vorhaben zu rekrutieren sind. Dementsprechend erscheint eine empirische Erhebung mit einer qualitativen Methodik für diese Fragestellung als angebracht, um die bereits erwähnten objektiven und subjektiven Sichtweisen darzustellen. Auch die Frage nach der Unterstützung bei solchen Forschungsvorhaben oder bei der Erarbeitung von Interventionen aus den Kommunen ist hinsichtlich zukünftiger Anstrengungen genau auf dieser Ebene interessant. Nach Flick (2012) zielt qualitative Forschung darauf ab, den subjektiv gemeinten Sinn des untersuchten Gegenstandes aus der Perspektive der Beteiligten zu erfassen. Dieser Aspekt ist ebenfalls ein wichtiger Bestandteil, da im deutschsprachigen Raum aber auch in der internationalen Literatur bislang nur wenig Datenmaterial zu den Erfahrungen von Peer-Forschenden vorliegt.

Qualitative Methoden können den Sinngehalt von wenig bekannten Phänomenen verstehen helfen (Strauss, Corbin 1996, S. 5). Die Kennzeichen qualitativer Forschung sind die Gegenstandsangemessenheit von Methoden und Theorien, die Berücksichtigung und Analyse unterschiedlicher Perspektiven sowie die Reflexion der Forschenden über die Forschung (Flick 2012, S. 26). Ausgehend von diesen Merkmalen wurde als Methodologie die Grounded Theory gewählt, die eine systematische Reihe von Verfahren nutzt, um eine induktiv abgeleitete gegenstandsverankernde Theorie über ein Phänomen zu entwickeln (vgl. Strauss, Corbin 1996, S. 8). Aufgrund des Zeitrahmens der Abschlussarbeit und der vorherigen Festlegung einer Fragestellung sowie des Themas konnten nicht alle Elemente der Grounded Theory genutzt werden. Somit kann nicht nach einer Forschung im Sinne der Grounded Theory gesprochen werden, vielmehr werden hierzu lediglich ein Teil der Grundprinzipien der Grounded Theory genutzt. Das vorrangige Ziel ist es, die gegenstandsverankerte Theorie als Ergebnis mit den bisher vorhandenen Daten aus der Fachliteratur zu vergleichen und zeitgleich ein Modell für die Auswahl von Peer-Forschenden im Kontext der Partizipativen Qualitätsentwicklung in der Kommune zu erstellen.

3.2 Methode

Nachdem geklärt ist, an welcher Methodologie sich diese Masterarbeit orientiert, erfolgt die Bestimmung der für die Datengewinnung geeigneten Methode. Hierzu gibt die Grounded Theory kein bestimmtes Erhebungsinstrument vor, vielmehr soll der Schwerpunkt auf dem Sampling und der Theoriebildung liegen (Przyborski, Wohlrab-Sahr 2010). Die Zusammensetzung der Fragestellung erfordert in der Datenerhebung ein zielorientiertes Vorgehen. Es wurden offene Interviews in Form von Leitfaden-Interviews durchgeführt. Leitfaden-Interviews sind dafür charakteristisch, dass in der relativ offenen Gestaltung der Interviewsituation die Sichtweisen des befragten Subjekts eher zur Geltung kommen als in standardisierten Interviews oder Fragebögen (vgl. Flick 2012, S. 194). Durch die Festlegung der Zielgruppe, aus denen die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner gewonnen werden sollen, wurde kurzzeitig die Überlegung aufgestellt, Experteninterviews durchzuführen. Die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner könnten zwar als Expertinnen und Experten gesehen werden. Jedoch ist die Einordnung von Expertinnen und Experten in dieser Methodik auf eine langjährige Erfahrung und umfangreiches Wissen im Themengebiet zurückzuführen. Da sie sich zwar als Peer-Forschende in diesem Aufgabenbereich auskennen aber institutionell nicht gebunden sind und nur einen geringen Erfahrungsrahmen aufweisen können, wurden sie im Kontext nicht als für Experten definiert. Im Rahmen der PQ gelten sie jedoch als Lebensweltexpertinnen und -experten (Wright et al. 2010a). Laut Flick (2012, S. 215) sind in der Regel Mitarbeitende einer Organisation in einer spezifischen Funktion und mit einem bestimmten professionellen Erfahrungswissen die Zielgruppe für Experteninterviews. Für diese Arbeit und ihre Fragestellung war deshalb die Form des problemzentrierten Interviews besser geeignet. Problemzentrierte Interviews zielen auf eine möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmung und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität (Witzel 2000, [1]). Anhand eines Leitfadens, der aus Fragen und Erzählanreizen besteht, werden insbesondere biographische Daten mit Hinblick auf ein bestimmtes Problem thematisiert (Flick 2012, S. 210). Notwendig für die Leitfadentwicklung ist ein umfangreicher Wissenstand zu dem Problem bzw. der Fragestellung, um nicht nur in der Entwicklung sondern auch während des Interviews gezielt Daten zu generieren. Das problemzentrierte Interview charakterisiert sich durch drei zentrale Kriterien: die Problemzentrierung, die Gegenstandsorientierung und die Prozessorientierung. Durch die Problemzentrierung wird die Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung gekennzeichnet (Witzel 2000, [4]). Hierzu ist eine Vorinterpretation der oder des Forschenden auf Grundlage von objektiven Rahmenbedingungen des Untersuchungsgegenstandes notwendig (ebd.). Für die Gegenstandsorientierung zählt die Flexibilität der Methode gegenüber den unterschiedlichen Anforderungen des untersuchten Gegenstands (ebd.).

Demnach kann während des Interviews auf unterschiedliche Verläufe Rücksicht genommen werden und zudem wichtige Inhalte hervortreten. Bei der Prozessorientierung kommt die Vorinterpretation zum tragen. Durch die Informationen, die Forschende während des Forschungsprozesses aufnehmen, entsteht in der Interviewsituation eine Vertrautheit und Offenheit unter den Befragten, welche die Erinnerung und Selbstreflexion für diese fördert (ebd.).

Die Durchführung des problemzentrierten Interviews fand nach den Empfehlungen von Witzel (2000, [5]) statt, die die Nutzung eines Kurzfragebogens, die Aufnahme des Interviews als Audioaufzeichnung, den Leitfaden und die Anfertigung eines Postskriptum vorsieht. Der Kurzfragebogen ermöglicht die Aufnahme von soziodemographischen und individuell festlegbaren Daten der befragten Personen. Da diese Daten in der Regel für das eigentliche Interview weniger relevant sind, kann die Zahl an Fragen im Interview und damit die knappe Zeit des Gespräches für wesentlichere Themen genutzt werden (vgl. Flick 2012, S. 212). Die Audioaufzeichnung ermöglicht im Anschluss an das Interview eine lückenlose Transkription und erlaubt eine authentische und präzise Erfassung des Kommunikationsprozesses (Witzel 2000., [7]). Auf den Leitfaden und die beinhaltende Kommunikationsstrategie wird in dem folgenden Kapitel eingegangen. Die durchgeführten Interviews können zusätzlich, zu der Datenerhebung für diese Arbeit, für weitere Forschungsbemühungen genutzt werden. Sie können somit auch als Anreiz dienen, die späteren Ergebnisse weiterzuentwickeln.

3.3 Interviewleitfaden

Für den Leitfaden⁴ empfiehlt sich, die Forschungsthemen als Gedächtnisstütze und Orientierungsrahmen zur Sicherung der Vergleichbarkeit der Interviews aufzuführen (Witzel 2000, [8]). Der Leitfaden soll in erster Linie das Hintergrundwissen des oder der Forschenden thematisch organisieren, um zu einer kontrollierten und vergleichbaren Herangehensweise an den Forschungsgegenstand zu kommen (Witzel 1985, S. 236). Um die Fragestellung dementsprechend effektiv bearbeiten zu können, wurden Fragen erarbeitet, die sich in drei Dimensionen unterteilen. Witzel (2000, [8]) schlägt vor zur Einleitung der Fragedimensionen und zum Gesprächsbeginn vorformulierte Frage zu entwickeln. Der erste Abschnitt des Interview-Leitfadens beinhaltete Fragen zur generellen Motivation der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner, die sie zur Teilnahme an einem partizipativen Forschungsprojekt und somit zur Arbeit als Peer-Forschende überzeugt hatten. Das Ziel war es, die Inhalte und Zugangsvoraussetzungen dieses Forschungsprojekt zu erfahren sowie die Erfahrungen der Befragten zu sammeln, die auf biographische Anhaltspunkte und Zusammenhänge anspie-

⁴ Der Interviewleitfaden ist im Anhang zu finden.

len. Ebenso sollte der Aspekt des Vertrauens thematisiert werden. Es wurde demzufolge nach bestimmten vertrauensgenerierenden Aspekten gefragt, die für die Befragten als wichtig erachtet wurden. Die letzten beiden Fragen beinhalteten die Bekanntheit des Peer-Research Ansatzes und gleichzeitig die Aufforderung den Ansatz mit eigenen Worten zu beschreiben. Das Ziel war ein Abgleich mit vorhandenen Definitionsversuchen von Peer-Research und das Aufdecken von eigenen Wünschen und Vorstellungen, die dieser Ansatz mit sich bringen kann. Ebenso wurde der Nutzen der Peer-Forschung und die Vor- und Nachteile erfragt.

Im zweiten Interviewteil erfolgte die Thematisierung der vorhandenen und benötigten Rahmenbedingungen, die vorliegen sollen, damit ein erfolgreicher Einsatz von Peer-Forschenden erreicht werden kann. Hierzu wurde zuerst dargestellt, in welchem Umfang sich die Befragten im Forschungsprojekt einbringen können, um dann nach Bedingungen und Anreizen zu fragen die vorliegen müssen, um Personen als Peer-Forschende zu gewinnen. Auch die inhaltliche Ausgestaltung des Forschungsprojekts und die Möglichkeiten der Partizipation der einzelnen Teilnehmenden waren Teil dieses Interviewabschnitts. Abschließend wurde zu den Rahmenbedingungen nach dem entscheidenden Erfolg bzw. den Ergebnissen des Forschungsprojekts gefragt und danach, welchen Anteil hierbei der Peer-Research Ansatz nach Meinung der Befragten einnimmt. Ergänzend sollte eine eventuelle Instrumentalisierung der Peer-Forschenden durch das Forschungsteam oder den Projektverlauf beschrieben werden.

Der dritte und letzte Abschnitt des Leitfadens beinhaltete die Dimension der Rekrutierung von Peer-Forschenden für partizipative Forschungsprojekte. Speziell wurde hier die Erreichbarkeit von marginalisierten, vulnerablen und somit laut Annahme schwer erreichbaren Zielgruppen geprüft. Die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner sollten zudem aus ihrer Sicht beschreiben, wie die genannten Zielgruppen besser erreicht werden könnten. Außerdem forderten die weiteren Fragen dazu auf, konkrete Vorschläge für eine bessere Erreichbarkeit und somit zur erfolgreichen Rekrutierung von Peer-Forschenden zu machen. Im nächsten Schritt wurde ein Bericht möglicher Probleme bei der Rekrutierung von Peer-Forschenden zu den jeweiligen Forschungsprojekten, an den die Befragten teilgenommen hatten, anvisiert um auf eventuelle bisher noch nicht genannte Aspekte einzugehen. Abschließend wurde den Befragten noch Raum zur Schilderung von möglichen Problemen gegeben, die im Projektverlauf aufgetreten sein konnten.

3.4 Wahl der Stichprobe

Das Vorgehen bei der Auswahl von Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern orientierte sich an einer schrittweisen Festlegung, dem theoretischen Sampling nach Glaser und

Strauss (Strauss, Corbin 1996). Dabei werden Entscheidungen über die Auswahl und Zusammensetzung des empirischen Materials, wie z.B. Fälle, Untersuchungsgruppen oder Institutionen, im Prozess der Datenerhebung und -auswertung gefällt (Flick 2012, S. 158 f.). Auch für das problemzentrierte Interview gilt, dass die Auswahl von Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern schrittweise erfolgt, um unter anderem die Prozessorientierung der Methode zu realisieren (Flick 2012, S. 213). Eine Überlegung war zu Beginn des Forschungsprozesses Personen zu befragen, die potentiell mit der Arbeit von Peer-Forschenden zu tun haben könnten. Dazu wurden direkt Personen aus der Kommune ausgewählt, die institutionell gebunden sind. Es war außerdem das Ziel, Personen zu interviewen, die als potentielle Peer-Forschende in Frage kämen, gleichwohl nicht feststand, welcher Zielgruppe diese angehören. Da sich im Verlaufe der Sichtung von Fachliteratur herausstellte, dass die Deutlichkeit nach Erfahrungswerten von Peer-Forschenden in partizipativen Forschungsprojekten bisher zu kurz erschien, stand fest das zunächst solche Erfahrungen als empirische Datengrundlage dienen. Dementsprechend erfolgte die Kontaktaufnahme über vermittelnde Personen, zu den potentiellen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern. Die Voraussetzung zur Interviewteilnahme war in erster Linie die vorherige Teilnahme von Personen als Peer-Forschende an einem partizipativen Forschungsprojekt in der Prävention oder Gesundheitsförderung. Dadurch konnten die Daten aus den Interviews leichter interpretiert und verglichen werden. Die Auswahlentscheidungen beim theoretischen Sampling können sich zum einen auf zu vergleichende Gruppe beziehen, aber auch auf einzelne Personen (Flick 2012). Hierbei orientiert sich die Auswahl nicht an üblichen Samplingtechniken oder an der Repräsentativität der Stichprobe (ebd.). Es werden vielmehr Personen oder Gruppen nach ihrem Gehalt an Neuem für die zu entwickelnde Theorie aufgrund des bisherigen Standes der Theorieentwicklung in die Untersuchung einbezogen (ebd., S. 159). Es wurden insgesamt vier Personen⁵ (zwei Frauen und zwei Männer) befragt, die als Peer-Forschende an einem partizipativen Forschungsprojekt teilgenommen haben. Auf die Aufgabenbereiche der Peer-Forschenden wird detailliert in Kapitel 4 eingegangen.

Die Kriterien zur Auswahl werden theoriebezogen festgelegt, wobei die sich aus den empirischen Analysen entwickelnde Theorie der Bezugspunkt ist (ebd., S. 160). In den ersten beiden Interviews wurden soweit alle Fragen des Interviewleitfadens ausführlich durch die Befragten beantwortet. Dementsprechend war es notwendig, Interviewpartnerinnen und Interviewpartner aus anderen Forschungsprojekten zu befragen, die möglicherweise andere Methoden zur Datenerhebung nutzen oder bei denen ein anderer Forschungsfokus verfolgt wurde. Die Auswahl und Einbeziehung weiteren Materials wird dann abgeschlossen, wenn

⁵ Die Namen der befragten Personen sind aus Gründen der Anonymisierung verändert worden. Sie werden im Folgenden Frau Miller, Frau Stark, Herr Carter und Herr Young genannt.

die theoretische Sättigung einer Kategorie oder Untersuchungsgruppe erreicht ist (ebd., S. 161). Während zweier Interviews stellte sich heraus, dass diese Personen neben ihrer Tätigkeit als Peer-Forschende auch bereits in einem anderen partizipativen Forschungsprojekt mitgearbeitet haben. Hierin erfüllten sie jedoch nicht in erster Linie die Rolle von Peer-Forschenden, sie hatten dort unter anderem eine koordinierende Funktion. Auf diese zusätzliche Erfahrung konnte in den Interviews ebenfalls eingegangen werden.

3.5 Feldzugang

Nach dem die Zielgruppe festgelegt wurde, aus dieser die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner rekrutiert werden sollten, fand der Erstkontakt zu Schlüsselpersonen statt. Dieser Vorgang wird gleichzeitig auch als unmittelbare Kontaktaufnahme für problemzentrierte Interviews beschrieben (Witzel 2000). Die Schlüsselpersonen dienten dazu, den Kontakt zu den Peer-Forschenden zu ermöglichen, da die Peer-Forschenden als solche nach dem Auslauf der Projekte, an denen sie teilgenommen hatten, nicht in Erscheinung traten und zum Teil institutionell nicht gebunden waren. Eine weitere Problematik war, dass der Kontakt zu Einzelpersonen aufgrund von Misstrauen und der Verortung im Feld nur schwer von außen zu realisieren ist. Allgemein lässt sich für Methoden der qualitativen Forschung, also auch über verschiedenster Formen von Interviews festhalten, dass Fragen des Vertrauens, der Interessen und des Datenschutzes für die Betroffenen berücksichtigt werden müssen (Flick 2012).

Per E-Mail wurden die potentiell zu befragenden Personen kontaktiert und umfangreich über das Vorhaben aufgeklärt. Es erfolgten Hinweise über die Art der Datengewinnung und über das Vorgehen der Anonymisierung sowie über die vertrauliche Handhabung der Daten. Innerhalb der Kontaktaufnahme wurde auch der Hintergrund des Interviews erläutert, um den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern das Erkenntnisinteresse des Forschenden zu verdeutlichen und somit den Interviewinhalt nicht als vorausgesetzte intellektuelle Leistung zu bewerten, sondern die individuellen Meinungen und Vorstellungen in den Vordergrund zu rücken (Witzel 2000, [11]). Bei der Rekrutierung wurde nach festgelegten Kriterien vorgegangen.

3.6 Datenerhebung und Interviewdurchführung

Zwei der vier Interviews konnten bereits zu einem recht frühen Zeitpunkt der Bearbeitungsphase durchgeführt werden. Die zwei weiteren Interviews folgten dann einige Wochen später. Insgesamt verliefen alle Interviews problemlos und in einer entspannten Atmosphäre zwischen dem Forschenden und den Befragten. Zu Beginn der Interviews erfolgte abermals ein Hinweis auf den Hintergrund des Interviews sowie die Erläuterung zur Einverständniser-

klärung hinsichtlich des Datenschutzes und der Verwendung der Audioaufzeichnung. Hierzu erklärten sich alle Befragten einverstanden. Ein Hinweis darauf, dass alle Antworten der interviewten Personen richtig sind und es in diesem Sinne auch keine falschen Antworten gäbe, diene einer größtmöglichen Transparenz und Vertrautheit zwischen dem Forscher und den Interviewpartnerinnen und Interviewpartner.

Für das problemzentrierte Interview liegen unterschiedliche Gesprächstechniken vor, die vor allem das Nachfragen im Interviewverlauf optimieren sollen (Witzel 2000). In der erzählungsgenerierenden Kommunikationsstrategie dient eine vorformulierte Einstiegsfrage als ein Mittel der Zentrierung des Gesprächs auf ein bestimmtes Gesprächsthema (ebd.). Hierbei fiel auf, dass bei allen Interviewten relativ identische Zugangswege und Interessen zu einer Teilnahme an den absolvierten Forschungsprojekten geführt hatten. Auch im weiteren Interviewverlauf zeigte sich, dass bestimmte Sichtweisen von allen Befragten geteilt wurden – aber auch recht unterschiedliche Standpunkte deuteten sich an. Die Orientierung an dem Interviewleitfaden gab insgesamt eine gewisse Sicherheit, sodass zum Teil eine allgemeine Sondierung von Aspekten der Befragten induktiv möglich wurde. Zusätzlich konnten auch deduktive Frageideen spontan umgesetzt werden, in dem durch das bereits vorbereitete Wissen des Forschenden auf Verständnisfragen eingegangen werden konnte. Dies ist den verständnisgenerierenden Kommunikationsstrategien zuzuordnen (ebd.). Die Interviewten gaben sich zu allen Seiten sehr offen und transparent, auch bei Fragen, die eher sensiblere Themen ansprachen.

3.7 Auswertungsmethode

Für die Auswertung problemzentrierter Interviews gibt es, dem Prinzip der Gegenstandstheorie entsprechend, verschiedene Auswertungsmethoden (vgl. Witzel 2000, [18]). Durch die Orientierung an der Entwicklung einer gegenstandsverankernden Theorie wurden zur Auswertung der Interviews die Kodier-Verfahren der Grounded Theory genutzt. Aufgrund der Komplexität der Methodologie sowie der zeitlich knappen Ressource zur Erstellung der Abschlussarbeit, konnten die einzelnen Schritte der Grounded Theory nicht detailgetreu durchgeführt werden. Das heißt, nicht alle Verfahren aus der Forschungsmethode wurden genutzt. Zur Auswertung wurden die Kodier-Verfahren des offenen Kodierens, des axialen Kodierens und des selektiven Kodierens genutzt. Laut Witzel (2000) lehnt sich das problemzentrierte Interview weitgehend an die Grounded Theory und ihr theoriebildendes Verfahren an. Demnach ist es generell möglich im Rahmen der Grounded Theory problemzentrierte Interviews durchzuführen und sie anhand des Kodier-Verfahrens auszuwerten.

Zu Beginn erfolgte die Transkription der durchgeführten Interviews mit der Transkriptionssoftware f5. Die erstellten Transkripte⁶ wurden dann in die Software MAXQDA importiert, um die Auswertung der Interviews durchzuführen. Das Vorgehen hierbei begann mit dem offenen Kodieren, welches sich als Analyseteil auf das Benennen und Kategorisieren der Phänomene mittels einer eingehenden Untersuchung der Daten bezieht (Strauss, Corbin 1996, S. 44). Darauf folgte das Aufbrechen der Interviewdaten in einzelne Teile mit Orientierung am Interviewleitfaden. Im nächsten Schritt kam es zu einem Vergleich der Abschnitte auf Ähnlichkeiten und Unterschiede. Außerdem wurden Fragen gestellt bezüglich der Widerspiegelung von Phänomenen in den Daten (ebd.). Mit dem Herausgreifen eines Satzes oder eines Abschnitts erfolgte dann die gleichzeitige Vergabe von Namen oder Codes, die für ein Phänomen stehen oder dieses repräsentieren (vgl. ebd., S. 45). Dies wurde in zwei Interviews für den kompletten Text und Zeile für Zeile erarbeitet, bei den übrigen zwei Interviews erfolgte die Zuordnung von Codes überwiegend zu größeren Abschnitten. Ziel war es ein tieferes Verständnis für den Text zu entwickeln (Flick 2012, S. 390). Für die Darstellung besonders relevanter Phänomene erfolgte im nächsten Schritt die Gruppierung und Kategorisierung der verschiedenen Codes (ebd.). Die darüber entstehenden Kategorien wurden wieder mit Codes versehen, die jedoch abstrakter als im ersten Schritt waren (ebd., S. 391). Die Formulierung der Codes war zum einen induktiv durch markante Begriffe im Text möglich. Andere Formen der Kodierung waren die Erstellung deduktiver Codes, die ihren Ursprung in der Fachliteratur hatten und von In-vivo-Codes, die durch Aussagen der Interviewten übernommen wurden (ebd.). Alle Codes und Kategorien wurden aufgelistet und jeweils dimensionalisiert⁷, um die Kategorien inhaltlich näher zu bestimmen (ebd.).

Beim axialen Kodieren wurden die Daten nach dem Aufbrechen und dem Kategorisieren wieder zusammengefügt, indem Verbindungen zwischen einer Kategorie und möglichen Subkategorien ermittelt wurden (Strauss, Corbin 1996, S. 76). Der Fokus lag dabei auf der Spezifizierung der Kategorien in Bezug auf die Bedingungen, die das Phänomen verursachen – zum Beispiel den Kontext, die Handlungs- und interaktionalen Strategien und die Konsequenzen dieser Strategien. Dies wird auch als Kodierparadigma bezeichnet (vgl. ebd., S. 78). Bei der Verwendung dieses Modells war es möglich, systematisch über die Daten nachzudenken und sie in sehr komplexer Form in Beziehung zu setzen (ebd.). Ebenfalls wurde zunehmend zwischen induktivem Denken und deduktivem Denken gewechselt (vgl. Flick 2012, S. 394). Aus den vorliegenden Codes mit den zugehörigen Notizen wurden für die Fragestellung besonders relevante Kategorien ausgewählt (ebd., S. 395). Hierzu erfolgte

⁶ Die Interviewtranskripte sind im Anhang zu finden.

⁷ Das Codesystem ist im Anhang zu finden.

eine Zuweisung von Textstellen, um die Herausarbeitung der jeweiligen Achsenkategorien zu belegen.

Das selektive Kodieren befasste sich damit, die Kernkategorie herauszuarbeiten, um die sich andere Kategorien gruppieren ließen (ebd., S. 396 f.). Daraufhin erfolgte die Ausarbeitung des roten Fadens der Geschichte. Die Erstellung von zentralen Kategorien und ihren zentralen Phänomenen führte zur Entwicklung der Kernkategorie (ebd.). Diese wurde erneut in ihren Eigenschaften und Dimensionen erstellt und mit möglichst zu allen anderen Kategorien in Relation gesetzt (ebd.). Hierbei ging es darum, Muster in den Daten und Bedingungen, unter denen diese zutreffen, zu entwickeln (ebd.). Als Kernkategorie wurde die Rekrutierung der Peer-Forschenden herausgearbeitet. Um diese wurden die Rolle der Peer-Forschenden und die Rahmenbedingungen der Peer-Forschung als weitere Kategorien geordnet, da sich hieraus die wichtigsten Grundvoraussetzungen für eine Rekrutierung ergeben. Die Besonderheiten des Forschungsprozesses und die Folgen der Peer-Forschung gelten ebenfalls als Kategorien, die sich demnach aus den vorherigen Bedingungen und als Resultat der Rekrutierung ergeben. Auf Grundlage der jeweiligen Codes und Kategorien erfolgte dann die Ausarbeitung der Ergebnisse.

4. Ergebnisse

Die Einbeziehung von Personen einer Zielgruppe in partizipative Forschungsprojekte steht besonderen Herausforderungen und Aspekten gegenüber. Vor allem die Auswahl von Peer-Forschenden aus vulnerablen Zielgruppen wird als schwierig erachtet, da diese häufig als „schwer erreichbar“ gelten (v. Unger 2014). Die Anstrengungen hierzu sind noch recht überschaubar und werden eher segmentiert eingesetzt, trotzdem scheint der Einsatz partizipativer Methoden als hilfreich, wenn es um Interventionen im Bereich der Gesundheitsförderung und Prävention geht. Auch und vor allem durch die Ottawa-Charta der WHO wurde die Partizipation als Kern der Gesundheitsförderung festgelegt. Die folgenden Ergebnisse wurden aus den durchgeführten problemzentrierten Interviews generiert und beschreiben deren Erfahrungen als Peer-Forschende sowie als Koordinatorin und Koordinator von Peer-Forschenden. Als koordinierende Person erfolgte eine enge Zusammenarbeit mit den Peer-Forschenden. Sie dienten als Ansprechperson und als Bindeglied zwischen den Institutionen und den Peer-Forschenden. Bei den Interviewpartnerinnen und -partner handelt es sich um Personen die in einem, bzw. zwei partizipativen Forschungsprojekten aktiv als Peer-Forschende gearbeitet haben. Frau Miller hat umfangreiche Erfahrungen in der Arbeit mit Ehrenamtlichen und ist thematisch hoch engagiert. Sie hat bereits als Peer-Forschende und als Koordinatorin gearbeitet. Frau Stark hingegen war bereits ausschließlich als Peer-Forschende tätig. Herr Carter war ebenfalls als Peer-Forschender und Koordinator tätig. Er hat, wie Frau Miller und Frau Stark eine akademische Ausbildung. Herr Young war bisher als Peer-Forschender in einem partizipativen Forschungsprojekt tätig. Die Forschungsprojekte waren im Bereich der Prävention verortet, wobei die konkrete Thematik zum einen HIV und AIDS sowie die sexuelle Gesundheit von afrikanischen Communities in Deutschland umfasste. Der Begriff Community und Zielgruppe wird, wie bereits erwähnt, synonym verwendet.

4.1 Die Rolle der Peer-Forschenden

4.1.1 Herkunft und Positionen der Peer-Forschenden

Zu Beginn der Durchführung des Peer-Research Ansatzes, bzw. innerhalb eines partizipativen Forschungsprojektes stand die Klärung, wer für die Rolle der oder des Peer-Forschenden geeignet sein könnte. Gerade hinsichtlich einer repräsentativen Darstellung der Zielgruppe schien es wichtig, dass sich die Auswahl der Peer-Forschenden an den Merkmalen genau dieser Zielgruppe orientiert. Dementsprechend zeigten sich auch die durch die Interviewten gewonnenen Erkenntnisse. Sie beschrieben, dass eine Herkunft der Peer-Forschenden genau aus der Community bzw. der Zielgruppe unumgänglich und notwendig ist. Als Vorteil wird die Mischung der Peer-Forschenden gesehen, wenn diese aus den verschiedensten Bildungs- und Berufszusammenhängen bestehen, so Frau Miller. Es war zu-

dem wünschenswert, wenn die Personen eine gewisse Kenntnis über die Strukturen der Zielgruppe aufweisen. Hinzugefügt wurde durch Frau Stark, dass „[...] die meisten, die das gemacht haben [...]. Das sind schon Leute die aktiv sind in der Community.“ (Frau Stark, S. 242-244). Somit war neben der Herkunft auch die Aktivität ein Aspekt der Berücksichtigung findet.

Nicht nur die Struktur der Zielgruppe war den Peer-Forschenden bekannt, zum Teil lagen auch Kenntnisse über partizipative Ansätze vor. Alle Interviewten hatten zusätzlich im thematischen Bereich Erfahrungen, die jedoch unterschiedliche Ausprägungen aufzeigten. Neben Erfahrungen aufgrund der akademischen Ausbildung waren die Peer-Forschenden als Ehrenamtliche aktiv und berichteten, dass dies bei weiteren Peer-Forschende der Fall war. Diese Positionen und Vorerfahrungen wurden als Vorteile erachtet, da die Personen dementsprechende Sensibilisierungsmaßnahmen, wie z.B. Schulungen der Ehrenamtlichen sowie studiengangbezogene und berufliche Inhalte für einen leichteren Einstieg in das Forschungsthema nutzen konnten. Die Positionierung der Peer-Forschenden war dementsprechend bereits vor dem eigentlichen Forschungsprojekt, durch vorhandene Kenntnisse zu dem Themengebiet und den Forschungsansätzen, sehr gefestigt. Die Erfahrungen aus dem Ehrenamt, dem Studium und dem ausgeübten Beruf konnten somit als Identifikationsmerkmal für die Auswahl der Peer-Forschenden gelten.

4.1.2 Akzeptanz und das Verhältnis zur Zielgruppe

Die Akzeptanz und das Verhältnis der Peer-Forschenden zur Zielgruppe spielte für den Forschungsprozess eine wichtige Rolle, da hierdurch der Zugang sichergestellt wurde. Der Zugang konnte durch beidseitiges Vertrauen gefestigt werden und wurde zugleich über gemeinsame Eigenschaften erlangt. Bei der Beschreibung der Interviewten zeigte sich, dass eine Akzeptanz durch bestimmte Merkmale der Peer-Forschenden erfolgte. Die Merkmale stellten sich zum einen intrinsisch als auch extrinsisch dar, wobei die extrinsischen Merkmale prägnantere Auswirkungen auf die Akzeptanz hatten. Dies zeigt sich an einer Aussage durch Frau Stark:

„Wenn ein Deutscher jetzt über ein so tabuisiertes, sensibles Thema da solche Fragen, hat nicht so den einfach Zugang als jemand der aus der Community kommt. [...], also selbst ich komme nicht aus (Stadt), aber ich habe so viele Leute angesprochen und sofort. Und ich glaube es hat schon, [...] meine Herkunft, mein Aussehen. Alles hat da eine Rolle gespielt, dass ich dann diesen leichteren Zugang hatte. Das ist schon ein Vorteil.“ (Frau Stark, S. 2, 96-101).

Somit zeigte sich deutlich, dass bestimmte Merkmale oder Eigenschaften ohne einen vorherigen Kontakt schnell Vertrauen erzeugten und zu einer Akzeptanz der Peer-Forschenden in der Zielgruppe führten. Hinsichtlich der intrinsischen Merkmale ist festzustellen, dass nach einem Kontakt zu den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Zielgruppe schnell die Aufdeckung von gemeinsamen Eigenschaften geklärt wurde und dadurch das Forschungsvorhaben eine Akzeptanz erfuhr. Es lässt sich festhalten, dass die Akzeptanz nicht nur für die Peer-Forschenden vorhanden sein musste, sondern auch für das Vorhaben der forschenden Institutionen. Für die Peer-Forschenden ging es somit darum, das Auftreten und ihr Verhalten so transparent wie möglich zu gestalten, damit die Eigenschaften und Merkmale zur Akzeptanz in der Zielgruppe führten. Für eine Person, die offensichtlich nicht der Zielgruppe zugehörig war, stellte sich der Kontakt zu den Zielgruppenmitgliedern problematisch dar. So wurde es zumindest durch Frau Miller beschrieben: „[...] sie ist eine Deutsche. Sie hat versucht die Fragebögen weiter zu verteilen. [...] Die Leute haben meistens die Fragebögen mit nach Hause genommen. [...] ich weiß nicht, ob die das ausgefüllt haben.“ (Frau Miller, S. 3, 120-124).

Das Verhältnis zwischen den Peer-Forschenden und der Zielgruppe ließ sich als positiv bezeichnen. Das machte sich an der hohen Zahl der erhobenen Daten bemerkbar. Neben der Akzeptanz, dem Vertrauen sowie der glaubhaften Darstellung der Ziele des Forschungsprojekts zeigte sich im persönlichen Kontakt mit der Zielgruppe, dass der Zugang unproblematisch funktionierte. Dies geschah, obwohl die Datensammlung zu einem hoch sensiblen Thema erfolgte. Herr Young hatte jedoch Bedenken, ob die Studienteilnehmerinnen und -teilnehmer dem Forschungsteam tolerant gegenüber auftreten. Auch die Erfahrungen der Peer-Forschenden aus ihrer Arbeit als Ehrenamtliche, hauptsächlich mit der gleichen Zielgruppe, trug viel zum Gelingen bei.

4.1.3 Instrumentalisierung

Neben der Herkunft und Positionierung der Peer-Forschenden sowie der Akzeptanz und dem Verhältnis zur Zielgruppe, war die Gefahr der Instrumentalisierung ein wichtiger Faktor in partizipativen Forschungsprojekten. Es wurde relativ schnell deutlich auf welche Art von Partizipation das Projekt zusteuerte und es war möglich durch die Aufdeckung von Problemen rechtzeitig zu intervenieren. Aber nicht nur für den Forschungsprozess spielte die Instrumentalisierung eine Rolle, auch für die Zielgruppe stellte sie einen wichtigen Indikator dar. Somit war sie nicht nur zu Beginn eines Forschungsprojektes von Relevanz, sondern auch am Ende – hinsichtlich dessen Nachhaltigkeit und der Umsetzung der Ergebnisse.

Für die Befragten fielen mehrere Aspekte unter den Begriff der Instrumentalisierung. Hierzu gehörte die Tätigkeit der Peer-Forschenden und deren Rolle und Position in der Zielgruppe. Es wurde deutlich, dass die Peer-Forschenden große Anstrengungen und hohe

Überzeugungsarbeit leisten mussten, um das Vertrauen der Studienteilnehmenden zu erlangen. Eine geringe Skepsis der Studienteilnehmenden überdeckte zum Teil die Vorteile des Zugangs der Peer-Forschenden. Herr Young äußerte den Wunsch, dass man den Studienteilnehmenden „[...] keine falschen Hoffnungen macht und sagt was zu ihnen und macht das anders. Das wäre nicht gut.“ (Herr Young, S. 3, 158-160). Die Folge war, dass man umfangreich auf die Studienteilnehmenden einwirken musste und somit zusätzliche Sensibilisierungsarbeit notwendig war, um den Befürchtungen aus der Zielgruppe entgegenzuwirken. Die Rolle der Peer-Forschenden wechselte von der Ermöglichung eines Zugangs hin zu einer Rolle des Sensibilisierens und des Versicherns von Zugeständnissen gegenüber der Zielgruppe. Neben der Vermeidung falscher Hoffnungen gab es auch die Sorge der Zielgruppe, ausgenutzt zu werden. Ein Vorwurf war, dass die Forschung nur um des Forschungswillens betrieben werde und die Stimme der Zielgruppe lediglich begrenzt Gehör finde. Dementsprechend zeigte sich der Wunsch für eine nachhaltige Verankerung von partizipativen Forschungsprojekten und vor allem deren Ergebnissen. Herr Carter schildert dies so:

„Und für die Nachhaltigkeit [...]. Was passiert mit den Endadressaten? Man kann auch laufend von Welt zu Welt forschen [...]. Aber wir geht es weiter? [...] Vielleicht noch überlegen, [...] das man auch plant. Man gewinnt Ergebnisse und man guckt mit den Akteuren und Politikern, so was soll nochmal gemacht werden. Wenn diese Lobbyarbeit auch gibt, das macht auch Sinn. Ansonsten es lohnt sich nicht, das ist nur Instrumentalisierung, tut mir leid“ (Herr Carter, S. 6, 327-334).

Die Erfahrungen der Peer-Forschenden zeigten, dass hierzu der Mangel an Ressourcen für eine nachhaltige Wirkung der Erkenntnisse verantwortlich war. Dies bezog sich auf finanzielle und personelle Ressourcen. Aufgrund dieser Probleme regten die Peer-Forschenden unter anderem eine veränderte Vorgehensweise bei einem möglichen Folgeprojekt an. Dies beinhaltete eine breitere Einbeziehung der Zielgruppe sowie eine andere methodische Herangehensweise in Form von Fraggbögen. Herr Carter plädierte auch dazu, die Veröffentlichung der Ergebnisse auf die Zielgruppe zurechtzuschneiden. In den durchgeführten Projekten nahmen Menschen teil, die zum Teil unterschiedliche Muttersprachen hatten. Deshalb wünschte man sich neben der wissenschaftlichen Veröffentlichung, die Veröffentlichung in leichter Sprache sowie in den verschiedenen Muttersprachen der Zielgruppe. Gleichzeitig wurde auch die Teilhabe bis zum Ende und darüber hinaus kritisiert.

„Das heißt die Wissenschaftler profitieren weltweit [...] und die hier? Das ist echt schade. Also es ist nicht gedacht bis zum Ende. Und ich kenne auch einige Mitwirkende, (Name) ihr habt uns ausgenutzt. [...] wir haben ein tolles Buch auf deutsch, aber es gibt nichts auf französisch, die anderen würden das gerne lesen, weil die Menschen auf französisch da mal was gemacht habt [...].“ (Herr Carter, S. 6, 312-317)

Zur Vorbeugung der genannten Probleme, die unter dem Begriff der Instrumentalisierung zusammengefasst wurden, schlugen die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner eine transparentere Haltung während des Projektverlaufes vor. Hierzu gehörten vor allem die Auflistungen der finanziellen Ressourcen, die als Budget für das jeweilige Forschungsprojekt vorhanden sind. Demzufolge sei es auch sinnvoll, die möglichen Folgeprojekte zu benennen und das gemeinsame Ziel auszugeben. Die Zielgruppe müsse von Beginn an verstehen, dass ihre Teilnahme auch eine Wirkung erzielen soll. Auch die Herangehensweise durch das Studiendesign konnte einer Instrumentalisierung vorbeugen. Aus den Erfahrungen abgeschlossener partizipativer Forschungsprojekte bestehe die Möglichkeit, die Verbesserungspotentiale zu nutzen und instrumentalisierende Aspekte auszuschließen. Herr Carter schilderte dies so: „[...], das ist gut und schön, aber mit anderem Thema muss auch die Herangehensweise. [...] und es ging darum Anschlussprojekte zu entwickeln, mehr Studien und Prävention vor Ort, mehr Schulungen.“ (Herr Carter, S. 6, 298-302). Letztendlich könne eine Instrumentalisierung erst aufgedeckt werden, wenn ein Forschungsprojekt beendet wurde und welche Entwicklungen sich aus diesem ergeben. Ihre Vorbeugung müsse aber bereits von Anfang an im Blick behalten werden.

4.2 Rahmenbedingungen der Peer-Forschung

Die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner wurden zu ihren Sichtweisen befragt, um die Bedingungen von Personen einer gewissen Zielgruppe, die als Peer-Forschende aktiv werden können darzustellen. Hierbei zeigten sich drei Bereiche, die bezüglich der Rahmenbedingungen der Peer-Forschung unterschieden werden müssen. Der erste Bereich beschreibt das Vertrauen zwischen den Peer-Forschenden, dem Projektteam und dem Forschungsfeld. In Bereich zwei wird auf die Kompetenzen der potentiellen Peer-Forschenden eingegangen, die laut den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern vorhanden sein müssen. Der dritte Bereich befasst sich mit Vereinbarungen zum Ablauf der Peer-Forschung, die sich zudem mit der Entlohnung der Teilnehmenden auseinandersetzen.

4.2.1 Vertrauen als Kern der Zusammenarbeit und der Teilhabe

Bei dem Aspekt des Vertrauens wurde auf das Verhältnis vor dem Forschungsprozess eingegangen. Hierbei drehte es sich um die Interaktion und die Bereitschaft zwischen den Peer-Forschenden, dem Forschungsteam und den Mitgliedern der Zielgruppe, die eine unmittelbare Zusammenarbeit oder Teilhabe erst ermöglichen. Das Vertrauen wird durch Herr Carter als die „[...] Grundbasis der Zusammenarbeit [...]“ beschrieben (Herr Carter, S. 2, 97-98). Sobald eine Transparenz sowohl für die Peer-Forschenden als auch für die Zielgruppe vorhanden war, die es ermöglichte klare Aussagen über den Sinn und Zweck eines Peer-Forschungsvorhabens darzulegen, bildete sich ein Vertrauen heraus. Auch wenn für alle Seiten die möglichen Vorteile ersichtlich waren und klar war, welche Personen und welche Zielgruppen einbezogen werden sollten, war laut Frau Miller die Identifikation mit der Zielgruppe ein wichtiger Aspekt für eine vertrauensvolle Zusammenarbeit. Für Frau Stark und Herr Young war die Vertrautheit zu dem Forschungsteam und dem Prozess ein eher untergeordneter Aspekt. Beide fanden es in erster Linie wichtig mitzumachen und sich einzubringen. Herr Young beschrieb dies folgendermaßen: „Vertrauen, ich weiß nicht [...]. [...] ich hab nur geglaubt an was man, wieso man solche Studien brauch.“ (Herr Young, S. 1, 29-31). Diese Aussagen zeigen, dass nicht unbedingt eine Vertrautheit vorliegen muss, wenn es darum geht in einem bekannten Feld tätig zu werden. Wenn davon ausgegangen wird, dass Vertrauen vorhanden sein sollte, um einen gemeinsamen Prozess zu beschreiten, dann kann es zumindest für die Planungsphase der Fall sein, dass hierbei verschiedene Ansichten bestehen können. Wie sich dies für den weiteren Forschungsprozess darstellt, wird in Kapitel 4.3.5 näher beschrieben.

4.2.2 Kompetenzen

Die Kompetenzen der Peer-Forschenden konnten sich als positiver Nebeneffekt für den Forschungsprozess erweisen. Als Kompetenz wurde hier besonders die thematische Vorerfahrung der Peer-Forschenden beschrieben. Aber auch die Kompetenzen hinsichtlich der Projektarbeit und der Forschungstätigkeit spielten für die Interviewten eine Rolle. Hierdurch ergab sich eine höhere Sensibilität für die Peer-Forschenden und eine frühe Positionierung auf Augenhöhe wurde ermöglicht. Auch durch die Sichtweisen der beiden Interviewpartner, die bereits eine koordinierende Funktion für Peer-Forschende innerhalb eines partizipativen Forschungsprojekts ausübten und auch als Peer-Forschende tätig waren, konnten die verschiedenen Perspektiven aufgezeigt werden. Diese stellten zum einen Erwartungen der Koordinatorinnen und Koordinatoren dar und zum anderen die Wünsche und Erwartungen der Peer-Forschenden.

Da alle befragten Personen bereits im Voraus eine Position im thematischen Bereich außerhalb des Forschungsprojekts eingenommen hatten, führte diese Kompetenz mit dazu,

dass die Personen als Peer-Forschende eingestellt wurden. Gleichzeitig ergab sich aus dieser Konstellation die Möglichkeit, auf den Zugang der Peer-Forschenden zur Zielgruppe zurückzugreifen. Neben dem Zugang und der thematischen Kenntnis musste innerhalb der Forschungsprojekte erwägt werden, welche Aufgaben durch die Peer-Forschenden übernommen werden konnten. Laut Herrn Carter, stellte sich das unter anderem so dar, dass man in der Gruppe schnell herausfand welche Aufgaben durch welche Personen übernommen werden konnten. Somit konnten die Personen „[...] je nach Kompetenz [...]“ eingesetzt werden (Herr Carter, S. 2, 64-67). „Da haben wir geguckt, wer kann auch zum Beispiel die Schulung mitmachen, wer würde die Befragung durchführen [...]. [...] wer konnte die Daten eingeben und [...] die Daten auswerten.“ (Herr Carter, S. 2, 61-64) Durch die Fokussierung der Befragten auf die Kompetenzen zu dem Prozess der Datengewinnung und -auswertung stellt sich hier eine erste problematische Sequenz auf. Die Kompetenzen gelten also als mögliches Ausschlusskriterium bei der Auswahl von Peer-Forschenden, zumindest wenn es um den Forschungsprozess geht und ganz praktisch um die Erhebung und die Auswertung von Daten sowohl quantitativen als auch qualitativen Ursprungs.

4.2.3 Vereinbarungen und Entlohnung

Der Ablauf der Peer-Forschung wurde in allen Projekten vertraglich mit den Peer-Forschenden abgestimmt. Hierzu nutzte man Verträge in denen die Schweigepflicht und der Datenschutz sowie die Bedingungen festgelegt wurden, unter denen die Peer-Forschenden zum Einsatz kamen. Solch eine Vereinbarung ermöglichte den Peer-Forschenden unter klaren Verhältnissen ihre Aufgaben zu erfüllen und den verantwortlichen Koordinatoren der Studie halfen die Vereinbarungen zur Absicherung der Anonymität der Studienteilnehmerinnen und -teilnehmern sowie zur klaren Beschreibung der Aufgaben. Aber auch hinsichtlich des Nutzens für die Zielgruppe beschrieb Herr Carter das Ziel einer vertraglichen Vereinbarung zwischen den Peer-Forschenden und der Institution. Er schilderte, dass Akzeptanz und Vertrautheit, die mit Hilfe eines Vertrages erreicht werden, die Ziele und die Bedürfnisse der Zielgruppe in einer gewissen Art absichern und weitergehend eine nachhaltige Nutzung der Studienergebnisse einfordern.

Die Entlohnung hatte durch zwei Eigenschaften eine Auswirkung auf die Peer-Forschenden und deren Arbeit. Sie diente dazu, eine Wertschätzung für die Arbeit der Peer-Forschenden auszudrücken und motivierte potentielle Peer-Forschende sich im Forschungsprojekt zu betätigen. Jedoch wurde deutlich, dass die Entlohnung nicht sehr hoch war und eher einer Aufwandsentschädigung glich. Hierzu äußerten sich auch die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner folgendermaßen: „[...], ich glaube es war ein Nebeneffekt, weil das Geld war auch nicht so viel. Und die meisten haben diese Arbeit schon längst [...]. Das heißt, das Thema interessiert sie, unabhängig davon was die dafür bekommen.“ (Frau Stark, S. 5,

233-237). Den Peer-Forschenden ging es demzufolge darum, etwas im Sinne der Zielgruppe zu tun und eigene Interessen hinten anzustellen. In einem Fall wurden die Peer-Forschenden auch nach Arbeitsaufwand entlohnt. Das heißt, es erfolgte eine Zahlung pro ausgefüllten Fragebogen. Hierzu äußerte sich Frau Stark misstrauisch, denn

„[...] die Gefahr birgt sich auch wenn man diese Aufwandsentschädigung gibt, was ich wichtig finde, dass dabei auch kein Missbrauch entsteht. [...] ich sage mal so viele Fragebögen [...] und viele die füllen falsch aus und geben wieder weiter und kassiert das Geld. Und hinterher passiert nicht das wozu man dann auch [...].“
(Frau Stark, S. 5, 238-242).

Die Aussage zeigt, dass eine Entlohnung pro Fall das Risiko eines Missbrauchs mit sich bringen kann. Somit wäre die Zahlung einer Lohnpauschale eine verlässlichere Variante. Ein weiterer Aspekt, der sich auf die Entlohnung bezieht, ist der Wunsch „[...] wenn solche Jobs oder solche Arbeit richtig belohnt wird.“ (Herr Young, S. 2, 95-96). Hier wird die Forderung der Wertschätzung geäußert und zwar in Form einer Entlohnung auf Augenhöhe mit dem gesamten Forschungsteam. Dadurch dass die Peer-Forschenden zum Teil ohne festes Einkommen waren, z.B. als Studierende oder Arbeitssuchende, war es wünschenswert, ein dementsprechendes Budget für die Anpassung der Löhne nutzen zu können. Die Tätigkeiten in der Zielgruppe zeigten sich als große Herausforderungen für die Peers, für die es laut Herr Young eine angemessene Belohnung geben sollte.

4.3 Rekrutierung der Peer-Forschenden

Bei der Auswahl von Peer-Forschenden konnten die Forschungsprojekte zum größten Teil auf bestehende Strukturen zurückgreifen und bisher schon bekannte Personen als Peer-Forschende rekrutieren. Trotzdem kamen verschiedene als Methoden bezeichnete Maßnahmen zum Einsatz, die den Beginn der Peer-Forschung unterstützten. Nicht nur die vorhandenen Strukturen halfen bei der Auswahl der Peer-Forschenden. Ein wichtiger Aspekt war die Bereitschaft und Motivation der Personen als Peer-Forschende an einem partizipativen Forschungsprojekt teilzunehmen. Zusätzlich spielte das Vertrauen sowohl gegenseitig als auch in das Forschungsteam und die Institution eine große Rolle. Aber auch die Verweigerung und ein Ausschluss von der Peer-Forschung kamen zur Sprache. Die personellen Ressourcen der Institutionen waren ebenfalls für die Peer-Forschung ein wichtiger Aspekt.

4.3.1 Vorbereitung der Rekrutierung

Die Rekrutierung von Peer-Forschenden innerhalb eines partizipativen Forschungsprojektes benötigte eine umfangreiche Vorbereitung. Neben der Bestimmung der Zielgruppe stellte die Auswahl der Peer-Forschenden meist eine Herausforderung für das Projektteam dar. Schon recht früh galt es das Setting der Zielgruppe kennenzulernen und die jeweiligen Rekrutierungsmöglichkeiten auszuloten. Auch hierzu äußerten sich die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner und stellten ihrerseits Wünsche und Sichtweisen zu diesem Prozess dar.

Ein wichtiger Aspekt war dabei die Transparenz unterschiedlicher Sachverhalte, die von Beginn an berücksichtigt werden sollte. „Wobei muss man auch aufpassen, wenn man mit anderen Leuten zusammenarbeiten möchte, es muss eine klare Transparenz von Anfang an.“ (Herr Carter, S. 4, 185-186) Herr Carter bezog dies vor allem auf die Transparenz der zeitlichen Ressourcen: „Und wenn Ressourcen da sind, dann muss man mit den Menschen die mitwirken klar sagen, dass gehört dazu. Und die zeitlich das können, dass muss von Anfang an geklärt werden. Und Zeit ist gleichzeitig Geld.“ (Herr Carter, S. 4, 188-190). Der Wunsch bezog sich auf die transparente Gestaltung, die eine Möglichkeit der Selbsteinschätzung und Planungssicherheit der Peer-Forschenden darstellte, wenn diese z.B. weiteren Verpflichtungen nachgehen mussten. Aber auch die finanziellen Ressourcen sollten zur Vorbereitung offengelegt werden. Hiermit verfolgte man eine klare Transparenz hinsichtlich der Aufteilung finanzieller Mittel, bezüglich des Einsatzes der Peer-Forschenden. Gleichzeitig sollte diese Information auch dazu dienen, den potentiellen Peer-Forschenden ihre Entscheidung zur Teilnahme anhand der Entlohnung attraktiver zu gestalten. Für Herrn Carter traf dies besonders auf bestimmte Zielgruppen zu. „Ich finde das kann dazu beitragen, dass auch viele mitwirken. Das geht nicht ohne. Wie man sagt, ohne Moos nichts los, [...]“ (Herr Carter, S. 4, 209-211). Die Vorbereitung für die Rekrutierung von Peer-Forschenden wird maßgeblich durch die Transparenz der zeitlichen und finanziellen Ressourcen optimiert. Jedoch dürfen die inhaltlichen Aspekte und die Ziele des Forschungsprojekts sowie dessen Kommunikation an die potentiellen Peer-Forschenden nicht außer Acht gelassen werden. In der Kombination mit den üblichen Schritten der Projektarbeit stellen die genannten Aspekte eine gute Vorbereitung dar. Besondere Aufmerksamkeit muss die Einbeziehung von vulnerablen Zielgruppen haben, die unter den Einflüssen sozialer Exklusion zu verorten sind. Laut Frau Stark sind jedoch solche Leute einzubeziehen, die einen akademischen Abschluss oder einen hohen Bildungsgrad vorweisen. Demzufolge erfordert die Auswahl einer konkreten Vorbereitung, um alle Perspektiven gleichermaßen einzubeziehen.

4.3.2 Methoden der Rekrutierung

Bei der Rekrutierung von Peer-Forschenden in den partizipativen Forschungsprojekten wurden verschiedene Zugangswege genutzt. Dies erfolgte in Kombination mit Maßnahmen, die

für den Zugang unterstützende Effekte zeigten. In erster Linie ging es um die Herstellung von Kontakten zur Zielgruppe, um schließlich potentielle Peer-Forschende anzusprechen. Hierbei wurde auf vorhandene Strukturen zurückgegriffen. Neben dem Kontaktaufbau über institutionelle oder professionelle Strukturen erfolgte ebenfalls ein Kontakt durch Privatpersonen. Bei dem Kontaktaufbau auf der professionellen Ebene wurden die Personen aus den Institutionen aktiv, die als Geldgeberinnen und Geldgeber oder Koordinatorinnen und Koordinatoren fungierten und gingen auf ihnen bereits bekannte Personen zu. Letztere hatten zum Teil schon an partizipativen Forschungsprojekten teilgenommen oder waren selbst schon als Peer-Forschende in solchen Projekten tätig. Andere Personen wiederum hatten ausschließlich Erfahrungen im thematischen Bereich des anstehenden Forschungsprojekts. Allen Personen wurde jedoch zugesprochen, dass sie einen Zugang zur Zielgruppe hätten sowie die Kompetenzen aufzeigen würden, die benötigt werden um somit als Peer-Forschende eingesetzt werden zu können. Aber auch innerhalb der involvierten Institutionen erfolgte die Kontaktaufnahme zu potentiellen Peer-Forschenden. So konnten über eine vorhandene Ehrenamtsstruktur, die durch einen Träger initiiert wurde und ihren thematischen Mittelpunkt im Forschungsfokus hatte, Personen als Peer-Forschende gewonnen werden. Die angesprochenen Personen wirkten gleichzeitig als Multiplikatorinnen und Multiplikatoren, um den Kontakt zu weiteren potentiellen Peer-Forschenden herzustellen, die außerhalb dieser Ehrenamtsstruktur aktiv waren. Der Kontakt über Privatpersonen führte ebenfalls dazu, dass Peer-Forschende rekrutiert werden konnten. So kam für eine Peer-Forschende der Hinweis direkt aus der Zielgruppe. „Und durch Kontakte und Bekannte, die mich dann irgendwann zu dieser [...] Studie aufmerksam gemacht haben und ich gefragt wurde, ob ich daran Interesse hatte, damit teilzunehmen.“ (Frau Stark, S. 1, 12-14) Die persönlichen Netzwerke in der Zielgruppe dienten ebenfalls dazu, Personen zu rekrutieren. Neben der aktiven und direkten Ansprache der Peer-Forschenden zeigte sich auch eine weitere Option. Es kam dazu, dass Personen, die von den Forschungsprojekten gehört hatten, andere Personen aus der Zielgruppe oder darüber hinaus informierten. Die informierten Personen kamen dann wiederum auf das Forschungsteam und die Koordinatoren zu und äußerten dort ihren Wunsch, als Peer-Forschende an dem Projekt teilzunehmen. Frau Miller beschreibt dies so: „[...] und andere sind auch durch Mund-zu-Mund-Propaganda hierhergekommen und das die gehört haben, dass so eine Studie stattfinden wird, [...]. So haben wir die Kontakte hergestellt.“ (Frau Miller, S. 1, 30-33). Dementsprechend war für diese Forschungsprojekte klar, dass keine Probleme für die Rekrutierung der Peer-Forschenden existierten. Neben der Rekrutierung durch die institutionelle sowie professionelle Ebene und der Rekrutierung durch Mitglieder der Zielgruppe stellt der eigene Wunsch zur Teilnahme und das „auf das Forschungsteam zukommen“ eine weitere Dimension der Rekrutierungsmethoden dar.

Zusätzlich zu den durchgeführten Rekrutierungsmethoden wurden durch die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner weitere Herangehensweisen zur Rekrutierung von Peer-Forschenden vorgeschlagen. So ermögliche eine Sensibilisierung von Teilnehmerinnen und Teilnehmern, z.B. im Rahmen einer Informationsveranstaltung für das geplante Projekt, einen Zugang zu potentiellen Peer-Forschenden. Für Herrn Carter wurde der Aspekt der Einbeziehung von Personen aus der Zielgruppe, die u.a. Sozialhilfe empfangen, noch einmal besonders hervorgehoben. Erreichbar sei dies durch die aktive Suche und Offenheit gegenüber solchen vulnerablen Personengruppen. Hierzu hob Herr Carter die transparente Gestaltung des Forschungsprojekts hervor – besonders hinsichtlich der finanziellen Ressourcen.

„[...] aber wenn jemand [...] mitwirke also Multiplikatoren, der nur Sozialhilfe [...], wenn der was bekommen konnte, warum nicht. [...] Und wenn der nicht so viel verdient, dass ist nicht schlecht diese Person zu unterstützen. Und wir plädieren [...] so etwas [...] von Anfang an klar zu machen. Und Geld ist wichtig.“ (Herr Carter, S. 4, 212-217)

Frau Miller verfolgte hierzu eine andere Sichtweise, die eher auf die bereits aktiven Personen in der Zielgruppe zutraf. Sie sah es nicht unbedingt als notwendig an, die potentiellen Peer-Forschenden auf die finanzielle Entlohnung hinzuweisen. Vielmehr sollten die Inhalte und Ziele des Forschungsprojekts einen Anreiz zur Teilnahme stellen. Besonders der Fokus auf den zu erzielenden positiven Effekt für die Zielgruppe wurde von ihrer Seite hervorgehoben. Frau Miller schildert dies folgendermaßen: „[...] also wir haben gesagt, wir wollen was für die Leuten machen [...] und es gibt ganz viele andere Studien [...]. Aber man weiß sehr wenig über die (Zielgruppe).“ (Frau Miller, S. 2, 63-66). Mit dieser Schilderung und der Formulierung des Ziels, nämlich der Entwicklung von Programmen oder Interventionen für die Zielgruppe, stellte diese Maßnahme für die Rekrutierung von Peer-Forschenden eine weitere Form der Herangehensweise dar.

4.3.3 Motivation zur Teilnahme

Die Motivation, die zu einer Teilnahme der Peer-Forschenden an den Forschungsprojekten geführt hatte, ließ sich in zwei Dimensionen gliedern. Zum einen war dies die eigene individuelle Motivation zur Teilnahme an einem partizipativen Forschungsprojekt und dem Wunsch als Peer-Forschende zu arbeiten. Zum anderen lag der Fokus auf der Motivation von Peer Forschenden im Verlauf eines partizipativen Forschungsprojekts. Die Motivation war letztendlich eine der wichtigsten Aspekte, die zu einer möglichen Rekrutierung von Peer-Forschenden beitragen konnte. Sie beeinflusste am ehesten die Entscheidung der einzelnen Personen an einem partizipativen Forschungsprojekt in Form eines Peer-Forschenden teil-

zunehmen. Gleichzeitig wirkte sich die Motivation der Peer-Forschenden als positiver Aspekt auf das gesamte Forschungsteam aus. Ebenso war die Motivation der Peer-Forschende für die Entscheidungsträgerinnen und -träger ein Indikator, um der Teilnahme zuzustimmen.

Allgemein ließ sich eine hohe Motivation der Peer-Forschenden feststellen. Bei der eigenen Motivation spielten unterschiedliche Aspekte für die Peer-Forschenden eine Rolle. Vor allem war die persönliche Einstellung unabhängig von den Rekrutierungsversuchen der Institutionen für die meisten Personen ausschlaggebend für eine Teilnahme. Für die Peer-Forschenden waren es sowohl berufliche als auch private Gründe, die zur Teilnahme motivierten. In erster Linie spielten hierbei die thematischen Inhalte eine entscheidende Rolle, wobei die Effekte für die Zielgruppe zunächst in den Hintergrund rückten. Auch die Vorerfahrungen der Peer-Forschenden, durch eine ehrenamtliche Tätigkeit oder andere Tätigkeiten im thematischen Bezug, spielten eine tragende Rolle. Aus dem inhaltlichen Bezug zur Zielgruppe und aufgrund der überwiegend präventiven Arbeit in der Zielgruppe resultierte ein hohes Interesse für die geplanten Forschungsprojekte. Die Peer-Forschenden waren gleichzeitig thematisch interessiert sowie hoch engagiert. Das Interesse an der persönlichen Weiterentwicklung motivierte die Peer-Forschenden ebenfalls. Sie konnten somit selbst positive Effekte aus der Tätigkeit mitnehmen, aber auch für die Zielgruppe positive Effekte erreichen. Für einige Peer-Forschende resultierte aus der Tätigkeit ein Vorteil für den weiteren beruflichen Weg, vor allem für jene, die zum Zeitpunkt des Projektstarts auf Arbeitssuche waren. So konnten die Erfahrungen in der Peer-Forschung dazu beitragen, sich für eine Tätigkeit bei anderen Institutionen bzw. überhaupt zu bewerben. Aber auch hinsichtlich einer akademischen Laufbahn konnten die Erfahrungen nützlich sein. Die Möglichkeit der Vernetzung innerhalb der Forschungsprojekte und über diese hinaus motivierten die Personen ebenfalls zu einer Teilnahme. Hier ging es den Peer-Forschenden vor allem um den Aufbau von Kontakten, die ihnen für weitere persönliche Ziele nützlich sein könnten, aber auch um weitere Zugangsmöglichkeiten und Kontakte zu der Zielgruppe. Frau Stark schildert dies folgendermaßen: „Und [...] zum Teil habe ich schon gedacht zu promovieren und wusste nicht genau welches Thema, das war dann alles so die Motivation. Das vielleicht daraus was entsteht oder dass ich [...] mich vernetze, all diese Sachen haben mich motiviert.“ (Frau Stark, S. 1, 41-44). Für die Peer-Forschenden ergab sich durch ihre Arbeit ein umfassender Blick auf die Zielgruppe und deren Struktur. Für die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner zählte die Hoffnung nach einem Kompetenzerwerb zu einer wichtigen Rolle im Verlauf des Forschungsprojekts. Hinsichtlich zukünftiger Tätigkeiten ging es für sie darum, Zusammenhänge zu verstehen und Interessengebiete zu erweitern. Zusätzlich bot die Arbeit als Peer-Forschende die Möglichkeit, sich durch die Entlohnung etwas Geld hinzuzuverdienen und somit bestimmte finanziell prekäre Situationen wie Arbeitslosigkeit oder Studium minimal zu verbessern. Dies konnte ebenfalls für die Motivation zur Teilnahme hilfreich sein. Jedoch gab

es auch Personen, denen die Entlohnung nicht wichtig war. Für sie stand der gute Wille im Vordergrund und sie beteiligten sich selbstlos an den Forschungsprojekten. Auch die Freiwilligkeit der Teilnahme war für die Forschungsprojekte ein wichtiger Aspekt. Nur diese Einstellung gewährleistete die Peer-Forschung ohne Probleme und Zwischenfälle durchzuführen.

Neben den persönlichen Beweggründen ging es den Peer-Forschenden darum, etwas für die Zielgruppe zu erreichen. So konnte auch für diesen Aspekt eine Motivation identifiziert werden. Frau Stark behauptete, „[...] das Thema interessiert sie, unabhängig davon was die jetzt bekommen. Ich glaube die haben ein Interesse daran in der Community etwas zu bewegen.“ (Frau Stark, S. 5, 236-238). Auch den anderen Interviewpartnerinnen und Interviewpartner war bewusst, dass die Peer-Forschenden durch ihre Tätigkeit einen Vorteil für die Zielgruppe erreichen wollten. Die Ausprägung der Motivation hinsichtlich der Erreichung eines Vorteils für die Zielgruppe war jedoch auch hier unterschiedlich. Für einige Peer-Forschenden lagen ernsthafte Gründe vor. Andere wiederum hatten einfach nur Lust sich für die Community einzusetzen und gleichzeitig für eine renommierte Institution zu arbeiten. Durch Frau Miller wurde den Peer-Forschenden bestätigt, dass sie aufgrund ihres Einsatzes für die Zielgruppe und die Institutionen eine „[...] Motivation in ihrem ganzen Denken [...]“ haben (Frau Miller, S. 3, 164-167). Sie beschreibt demnach, dass eine manifestierte Motivation bei den Peer-Forschenden vorhanden war und der Einsatz dementsprechend selbstlos erfolgte. Auch die jeweilige Rolle, die sie als Peer-Forschende einnehmen sollten, war für die Personen vorerst unwichtig. Für sie ging es in erster Linie um das Projekt und um die Möglichkeiten, welche sich hierdurch für die Zielgruppe ergaben. Ebenso verhielten sich die Peer-Forschenden gegenüber ihrer Rollenbezeichnung zurückhaltend. Es war ihnen nicht wichtig, wie ihre Rolle in dem Forschungsprojekt bezeichnet wurde, vielmehr ging es ihnen darum, diese Arbeit gewissenhaft zu erfüllen und die Ziele für die Zielgruppe nicht aus den Augen zu verlieren. Ein solches Ziel war auch die nachhaltige Ausrichtung der Forschungsprojekte. Die hohe Motivation der Peer-Forschenden folgte aus dem Wunsch, die Ergebnisse der Forschungsprojekte nachhaltig in den Zielgruppen in Form von Interventionen oder weiteren Projekten zu etablieren.

Die Absicht der Koordinatorinnen und Koordinatoren der jeweiligen Institutionen war, weitere motivierte Personen aus der Zielgruppe zu identifizieren. Dazu wurde umfangreich Werbung in der Zielgruppe und den Institutionen geschaltet, um schließlich die Peer-Forschenden zu rekrutieren. Es galt dabei auch die Motivation der Personen zu ermitteln, denn dies war für die Koordination ein wichtiger Aspekt, um das partizipative Forschungsprojekt und die Peer-Forschung zu einem Erfolg zu führen. Die Anwerbung der Personen erfolgte bei Informationsveranstaltungen und bei Gesprächen mit potentiellen Peer-Forschenden. Hierbei wurde über das Vorhaben und die Rahmenbedingungen informiert. Die Personen zeigten schnell ein hohes Interesse an dem Forschungsprojekt sowie der Funktion der Peer-

Forschenden. Aufgrund der begrenzten Anzahl an Stellen konnten nicht alle Interessierten als Peer-Forschende arbeiten konnten. Neben den genannten Motivationsgründen spielte vor allem das Thema der Forschungsprojekte eine wichtige Rolle für die Teilnahme der Peer-Forschenden.

4.3.4 Motivation der Peer-Forschenden im Verlauf

Neben einer hohen Motivation zur Teilnahme an den partizipativen Forschungsprojekten, die durch verschiedenste Aspekte getragen wurde, zeigten sich für die Peer-Forschenden auch während der Forschungsphase weitere Motivationsfaktoren. Da eine initiale und allgemeine Motivation im zeitlichen Verlauf abflauen konnte, ging es für die Projektkoordinatorinnen und -koordinatoren darum, die Anreize und die Unterstützung für die Peer-Forschenden aufrechtzuhalten. Auch für die Peer-Forschenden selbst ergaben sich im Verlauf Situationen, die für die Motivation und das weitere Engagement hinsichtlich der Zielgruppe nützlich waren. Die bereits aufgeführten Aspekte, die beeinflussend auf die Motivation zur Teilnahme wirkten, zeigten sich auch im Verlauf der Forschungsprojekte bei den Peer-Forschenden. So verhielt es sich ebenfalls mit den thematischen Aspekten im Forschungsprojekt. Den Peer-Forschenden ging es darum, die Mechanismen bestimmter Problemlagen zu entschlüsseln und zu sehen, wie diese auf die Zielgruppe einwirken. Gleichzeitig ging es darum, sich Gedanken um mögliche Lösungsansätze zu machen. Dieses Interesse rund um das Problem und die Zielgruppe spielte eine große Rolle für die Motivation während des Forschungsprojekts. Auch die grundlegende Motivation zur Bereitschaft als Peer-Forschende zu arbeiten und sich dessen bewusst zu sein, dass dies kein „normaler Job“ ist, wurde durch die Interviewten beschrieben. Bei den Peer-Forschenden, die bereits als Ehrenamtliche tätig waren, konnte davon ausgegangen werden, dass diese auch während ihrer Tätigkeit engagiert und motiviert arbeiteten. So war es weiterhin ihr Ziel, etwas für die Zielgruppe zu erreichen. Dies wurde durch Herr Young folgendermaßen verdeutlicht wurde: „[...] wir sind ehrenamtliche Mitarbeiter, wir bekommen nichts wir geben nur. Motivation ist [...] was [...] für andere Menschen [...] zu tun. Das wenn man die Motivation hat, deswegen bin ich immer noch bei (Name der Gruppe), um die Menschen zu erreichen.“ (Herr Young, S. 1, 19-23).

Die genaue Motivation konnte durch die koordinierenden Verantwortlichen jedoch nicht aufgedeckt werden. Sie waren überwiegend beeindruckt von der Arbeit der Peer-Forschenden, vor allem über die Ausdauer im Kontakt mit der Zielgruppe. Das spiegelte sich deutlich in der hohen Anzahl der erhobenen Daten wider. Jedoch konnten sie sich nicht genau erklären, woher diese Motivation rührte. Ebenfalls zeigte sich die Beeinflussung der Motivation durch die Entlohnung während des Forschungsprojekts. Sie wurde nicht nur als Aspekt für die Teilnahme identifiziert, sondern auch im Verlauf der Arbeit als anhaltender Anreiz ausgemacht.

In der Arbeit der Peer-Forschenden wurde deutlich, dass ihr Engagement weit über die eigentlichen Anforderungen hinausging. Der Arbeitseinsatz forderte demnach die koordinierenden Personen dazu auf, flexibel auf die Fragen und Bedürfnisse der Peer-Forschenden einzugehen. Die Koordinatorinnen und Koordinatoren spielten dementsprechend eine relevante Rolle, um den Peer-Forschenden die Unterstützung zu geben, die sie in ihrer Arbeit benötigten. Nicht nur die Peer-Forschenden mussten also flexibel und individuell auf die vorzufindenden Situationen in der Zielgruppe reagieren, auch die koordinierenden Personen wurden dadurch aufgefordert flexibel und engagiert auf die Bedürfnisse der Peer-Forschenden zu reagieren. Laut Frau Miller war dies möglich, da sich das Verhältnis zwischen Institution und Koordination auf der einen Seite sowie Peer-Forschenden auf der anderen Seite als harmonisch und respektvoll gestaltete – mit dem Ziel, für die Zielgruppe das bestmögliche Ergebnis zu erreichen. So haben die koordinierenden Personen die Peer-Forschenden zu ungewohnten Tageszeiten mit Materialien zur Datengewinnung versorgt und ihnen bei möglichen Fragen oder Problemen Unterstützung angeboten. Hierfür dienten die regelmäßigen Treffen und Schulungen zwischen der Koordination und den Peer-Forschenden als zusätzliche Motivationsquelle. Herr Carter hielt fest, „[...] das gibt nochmal mehr Power um auch weiterzuarbeiten.“ (Herr Carter, S. 5, 247-248). Der Austausch über den Forschungsprozess, die Erfahrungen und die neuen Erkenntnisse führten zu einer gegenseitigen Motivierung der Peer-Forschenden, welche half mit den neuen Erkenntnissen oder der Bestätigung des bisherigen Vorgehens, die Datengewinnung und den Kontakt zur Zielgruppe zu optimieren.

Die Motivation wurde durch verschiedene Faktoren beeinflusst. Für die beteiligten Personen im Forschungsprozess spielte die gegenseitige Motivierung und die generelle Motivation eine große Rolle, um sich innerhalb des Vorhabens weiterzuentwickeln. Einen entscheidenden Aspekt bezüglich der Motivation machte die Tätigkeit zum Nutzen der Zielgruppe aus. Hierbei gab es keine Unterscheidung zwischen hoher und niedriger Motivation oder was den Zeitpunkt des Forschungsprojekts anging. Die Motivation war konstant vorhanden, ob nun aus persönlichen Gründen oder durch die Zielsetzung für die Zielgruppe.

4.3.5 Vertrauen während des Forschungsprozesses

Ein weiterer Aspekt, der neben der Motivation die Rekrutierung von Peer-Forschenden beeinflusste, war das Vertrauen in das Projektteam und die Institutionen. Bereits in den Rahmenbedingungen zur Peer-Forschung beschrieben, stellte das Vertrauen für die Peer-Forschenden zur Rekrutierung und im Verlauf des Forschungsprozesses ein Kriterium dar, welches von den Akteurinnen und Akteuren berücksichtigt werden musste. Das Vertrauen bezog sich im Zusammenhang mit der Rekrutierung von Peer-Forschenden auf die neue und zum Teil ungewohnte Situation, der die Peer-Forschenden ausgesetzt waren. Somit war es

notwendig, durch die Institutionen und die unmittelbaren Ansprechpersonen Vorbereitungen zu treffen, die bereits in der Rekrutierungsphase angewendet werden konnten. Diese Vorbereitungen konnten auch dazu dienen, die Personengruppen zu erreichen und zu rekrutieren, von denen ausgegangen wird, sie seien schwer zu erreichen. Die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner benannten hier ausdrücklich die vertrauensvolle Basis als essentiellen Aspekt der Rekrutierung, fügten jedoch hinzu, dass sie die Annahme der schweren Erreichbarkeit bei vulnerablen Zielgruppen so nicht bestätigen würden. Herr Young schilderte dies so: „[...] was macht die Menschen so schwer zu erreichen? Um einen Mensch zu erreichen gehört immer Vertraulichkeit dazu. Wenn eine Vertraulichkeit zwischen den Beiden, ich glaube es wäre nicht so schwer die Menschen zu erreichen.“ (Herr Young, S. 4, 182-185). Bei der Rekrutierung entstand ein Aushandlungsprozess, in dem die Institutionen und die koordinierenden Personen die potentiellen Peer-Forschenden zum einen über das Ziel der partizipativen Forschungsprojekte informierten und zum anderen vollzog sich durch die Kontaktaufnahme eine Entwicklung von Vertrauen in der gegenseitigen Beziehung. Ein weiterer Aspekt der Aufklärung bei der Rekrutierung stellten die Inhalte der Tätigkeit von Peer-Forschenden dar. Dadurch ermöglichte sich der nächste Schritt für die Peer-Forschenden, nämlich eine Entscheidung für eine mögliche Teilnahme zu treffen. Hilfreich war es im weiteren Sinne auf das Konzept der partizipativen Forschung hinzuweisen. Für die Peer-Forschenden war es möglich sich bei den regelmäßigen Treffen und Schulungen zu äußern und Verbesserungen vorzuschlagen. Außerdem hatten sie während der Datengewinnung die Möglichkeit, durch ihre Tätigkeit zum Erfolg des Forschungsprojekts beizutragen. Innerhalb des Forschungsteams wurde durch die Peer-Forschenden eine gegenseitige Bekanntheit vorausgesetzt. Dies beinhaltete sich gegenseitig vorzustellen und eine Vertrautheit herzustellen, um die Möglichkeit aufzuzeigen, sich offen und ohne Ängste äußern zu können. Letztendlich war es notwendig, dass sich die Koordinatorinnen und Koordinatoren auf die Peer-Forschenden verlassen konnten. Dies war zum einen über das Vertrauen möglich und zum anderen wurden, wie bereits erwähnt, Verträge mit den Peer-Forschenden abgeschlossen. So bestand sowohl informell als auch formell eine Vereinbarung zwischen den Institutionen und den Peer-Forschenden. Frau Miller berichtete: „Also wir mussten uns vergewissern, dass die Leute wissen überhaupt was die da machen und warum die das machen.“ (Frau Miller, S. 3, 135-136). Für die Institutionen war es selbstverständlich wichtig, dass die Peer-Forschenden über das Vorhaben aufgeklärt waren. Nur durch eine umfangreiche Aufklärung und über den regelmäßigen Austausch untereinander ergab sich das benötigte Vertrauen für die jeweiligen Akteurinnen und Akteure. Die Teilhabe über das Vertrauen wurde somit als sehr großer Vorteil erachtet.

4.3.6 Ausschluss und Verweigerung

Nicht alle Rekrutierungsversuche waren in den Forschungsprojekten erfolgreich. Bei der Rekrutierung der Peer-Forschenden kam es auch zu Schwierigkeiten und Hürden, die eine Teilnahme verhinderten. In den partizipativen Forschungsprojekten wurden keine konkreten Kriterien für die Auswahl von Peer-Forschenden vorgeschrieben. Es sollten vor allem Personen teilnehmen, die einen Bezug zur Zielgruppe und ein thematisches Interesse vorweisen konnten. In den Forschungsprojekten existierten bei den Personen teilweise sogar Vorerfahrungen aus der Peer-Forschung. Dies war für alle Beteiligten von Vorteil. Die Auswahl der Peer-Forschenden erfolgte überwiegend durch persönliche Ansprache von Vertreterinnen und Vertreter der Institutionen, so dass hier keine bestimmten Kriterien oder eine ausführliche Systematisierung vorlagen. Um einer Verweigerung oder einem Ausschluss vorzubeugen, wurde durch die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner vorgeschlagen, Kriterien zu nutzen, um die Auswahl von Peer-Forschenden zu erleichtern und gleichfalls zu systematisieren. Frau Stark bezog sich in diesem Fall darauf, dass es innerhalb des Forschungsteams sinnvoller sei, thematisch und methodisch auf einer Ebene zu stehen und deshalb Kriterien zur Auswahl wichtig seien. Dieses Vorgehen führte zwar bei einer Nichterfüllung der Kriterien zu einem Ausschluss, könnte jedoch auch zu einem reibungslosen Forschungsprozess beisteuern. Inhaltlich müssten diese Kriterien mindestens den thematischen Bezug sowie die Verbindung zur Zielgruppe der potentiellen Peer-Forschenden feststellen. Die Kriterien dürften jedoch nicht zu eng verfasst werden. Eine Teilnahme sollte auch für Personen möglich sein, die in bestimmten Bereichen noch nicht so erfahren waren und trotzdem zu einer wichtigen Rolle im Forschungsprojekt beitragen sollten. Hierzu war als Indikator die Motivation der später hinzugekommenen Peer-Forschenden sehr wichtig, da an ihnen gut einzuschätzen war, ob die Differenz zwischen Anspruch und Realität im Verlauf ausgeglichen werden konnte. Die Auswahl der Peer-Forschenden bewegte sich demnach zwischen zwei Eckpunkten. Zum einen erfolgte die Auswahl fast willkürlich ohne feste Kriterien und hatte zur Folge, dass die Peer-Forschenden teilweise unterschiedliche Vorerfahrungen im thematischen Bereich und in der Zielgruppe hatten. Das führte in erster Linie zu keinem wirklichen Ausschluss. Weiterhin wurden Kriterien gewünscht, die eine Auswahl erleichtern sollten, aber tendenziell zu Ausschlüssen von Personen führen konnten.

Neben den Überlegungen der Befragten zur Verhinderung eines möglichen Ausschlusses von potentiellen Peer-Forschenden gab es auch Hinweise von Verweigerungen potentieller Peer-Forschenden. Die Personen, die eine Teilnahme ablehnten, hatten bereits als Peer-Forschende in einem partizipativen Forschungsprojekt gearbeitet. Sie eigneten sich dadurch hervorragend, an einer weiteren Peer-Forschung teilzunehmen, lehnten dies jedoch ab. Der Grund hierfür lag in erster Linie darin, dass sie sich durch ihre bisherige Arbeit und ihr Engagement mehr erhofft hatten. Laut Herrn Carter waren „[...] dann einige [...] ent-

täuscht, weil nach (dem Projekt) gab es nichts und ich möchte nicht mehr mitmachen.“ (Herr Carter, S. 8, 407-409). Diese Personen sprachen damit die Nachhaltigkeit des partizipativen Forschungsprojekts an. Sie hatten die Hoffnung, dass durch ihren Einsatz Verbesserungen oder bestimmte Interventionen der Zielgruppe zugute kommen, was nicht in ihrem Sinne erfolgte. Wie bereits erwähnt spielte die Nachhaltigkeit der Ergebnisse eine wichtige Rolle, um sich für die Teilnahme an einem partizipativen Forschungsprojekt und für die Arbeit als Peer-Forschende zu entscheiden. Nicht nur die Weiterführung von Angeboten oder Interventionen wurde kritisiert, auch die Sichtbarmachung der Ergebnisse verlief nicht für alle Peer-Forschenden zufriedenstellend. So fand die Veröffentlichung nur in einer begrenzten Sprachauswahl statt. Ein Teil der Zielgruppe hatte jedoch eine Muttersprache, in der es keine Veröffentlichung gab. Durch diese Enttäuschungen hatten die Personen kein Interesse an einer weiteren Arbeit als Peer-Forschende.

4.3.7 Personelle Ressourcen

Für die Rekrutierung von Peer-Forschenden mussten neben geeigneten Methoden auch personelle Ressourcen durch die Institutionen zur Verfügung gestellt werden. Hierbei ging es vor allem um Ansprechpersonen, Personen, die Schulungen und Informationsveranstaltungen organisierten und durchführten, Personen, die in den Kontakt mit potentiellen Peer-Forschenden traten und Personen, die als Multiplikator oder als Schlüsselperson hinsichtlich dem Kontakt zur Zielgruppe dienten. Bis auf die letztgenannte Personengruppe wurden die personellen Ressourcen durch die Institutionen vorgehalten. Die jeweiligen Aufgabenbereiche konnten in allen Projekten problemlos durch die Personen in den Institutionen durchgeführt werden. Weitere personelle Ressourcen ergaben sich aus den ehrenamtlich Aktiven in den Institutionen. Hier konnte in einzelnen Fällen auf kurzem Weg eine Rekrutierung erfolgreich stattfinden. Ein besonderer Fokus wurde jedoch auf die Schlüsselpersonen oder die Multiplikatoren aus der Zielgruppe gelegt. Diese Personen konnten, mussten aber nicht, gleichzeitig als Peer-Forschende tätig sein. Sie hatten die Funktion, einen Zugang zu der Zielgruppe zu ermöglichen, um zum einen Peer-Forschende zu rekrutieren, aber auch Studienteilnehmer für das Forschungsprojekt zu gewinnen. Der Nutzen von Schlüsselpersonen und Multiplikatoren lag vor allem in dem Zugang zu Personen der Zielgruppe, die durch übliche Rekrutierungsmethoden außerhalb partizipativer Methoden nicht gewonnen werden konnten. Dementsprechend konnte hier auch auf die schwer zu erreichenden Mitglieder der Zielgruppe eingewirkt werden und es gab die Möglichkeit deren Sichtweise darzustellen. Frau Stark beschrieb, wie die Diskussion in der Planungsphase zum Einbezug von Schlüsselpersonen ablief:

„[...] es kamen halt Vorschläge, dass man so bekannte Mitglieder (der Zielgruppe) zumindest informiert, selbst wenn man die nicht unbedingt als Teilnehmer gewinnen möchte, [...] dass wenn solche Leute über die Studie wissen, das ist gut, weil hinterher wenn das dann über Mund-zu-Mund-Propaganda wird sich so was schon rumsprechen.“ (Frau Stark, S. 4, 194-199).

Über die Schlüsselpersonen und Multiplikatoren war es für die Institutionen möglich, eine breite Streuung von Informationen zu dem geplanten Forschungsprojekt zu veranlassen. Dies hatte den Effekt, dass nicht nur eine generelle Information stattfand, sondern auch eine Transparenz und Sensibilisierung durch die vermeintlichen Vertrauenspersonen der Zielgruppe gewährleistet wurde. Die Mitglieder der Zielgruppe waren demnach aufgeschlossener und ließen sich eher für eine Mitarbeit als Peer-Forschende oder zur Studienteilnahme bewegen. Ebenfalls hilfreich war die Verbreitung der Informationen über die Schlüsselpersonen und Multiplikatoren hinaus. Es konnten zwar generell Informationen verloren gehen und bei den Mitgliedern der Zielgruppe in veränderter Form ankommen, jedoch diente diese Mund-zu-Mund-Propaganda zur Akzeptanz des Vorhabens und der durchführenden Institutionen. Durch die Informationen und die Akzeptanz der Zielgruppe bestand eine größere Chance der Rekrutierung von Peer-Forschenden im Vergleich zu den Versuchen der Institutionen. Außerdem hatte dieses Verfahren die Möglichkeit, Personen zu erreichen, die sonst vielleicht nicht erreicht worden wären.

4.4 Forschungsprozess und Organisation der Peer-Forschung

Nach der Rekrutierung von Peer-Forschenden war es wichtig auf den Ablauf des Forschungsprozesses zu schauen. Es sollte hierdurch vor allem die Rekrutierung reflektiert werden und nochmals intensiver die Kontaktmöglichkeiten zu vulnerablen Zielgruppen dargestellt werden, indem vor allem die Rekrutierung von Studienteilnehmenden beschrieben wurde. Ebenfalls sollten der Zeitpunkt des Einbezugs und die partizipative Ausrichtung des Forschungsprozesses sowie die Organisation der Forschung betrachtet werden. Auch die Funktion der Peer-Forschenden sollte dargestellt werden, da sich hierdurch die Motivationen der einzelnen Peer-Forschenden im Bezug zur tatsächlichen Arbeit aufzeigen ließ. Abschließend wurde auf die Gütekriterien partizipativer Forschung und die speziellen Herausforderungen der Peer-Forschung eingegangen.

4.4.1 Ablauf der Forschung

Im Rahmen der partizipativen Forschungsprojekte lagen bereits ausgearbeitete Fragestellungen durch die Institutionen vor. Auch die Methoden wurden in der Regel vorbestimmt.

Dies galt ebenso für die Festlegung der Zielgruppe. Hier existierten unterschiedliche Möglichkeiten der Partizipation der Peer-Forschenden. Zum einen hatten die Peer-Forschenden die Möglichkeit, einen Einblick in die Fragestellung und Methodik vor dem Projektstart zu bekommen, konnten aber hierauf keinen besonderen Einfluss mehr nehmen. In diesem Fall wurden Fragebögen zur Datengewinnung verwendet, die dann anhand quantitativer Methoden ausgewertet wurden. Zum anderen gab es die Entwicklung einer Forschungsfrage durch ein Bündnis von Zielgruppen, die aus verschiedenen Städten in Deutschland kamen. An der Erarbeitung wirkten Peer-Forschende sowie Vertreterinnen und Vertreter der Zielgruppen aktiv mit. Auch an der Entscheidung über die Nutzung der Methoden zur Datengewinnung konnten die Peer-Forschenden teilhaben. Gleiches galt für die Eingabe und Auswertung der gewonnenen Daten. In der zuerst genannten Studie war es für die Peer-Forschenden nicht vorgesehen, dass sie an der Dateneingabe und -auswertung teilnehmen konnten. Anders war dies im zweiten Projekt. Hier erfolgte die Datenerhebung anhand von qualitativen Forschungsmethoden. Die Eingabe und Auswertung wurde durch die Peer-Forschenden durchgeführt und durch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Institutionen unterstützt. Herr Carter schilderte dies so: „Und damit konnten die Peer-Researcher selber Daten eingeben [...]. Und das auswerten auch und das man in Form die Darstellung, Grafik und das konnten die Leute selber machen.“ (Herr Carter, S. 2, 76-78). Bei dieser Durchführung verspürten die Peer-Forschenden eine höhere Zufriedenheit als zu dem Prozess der alleinigen Datengewinnung des zuerst genannten Projekts.

Zu Beginn der Datenerhebung durch die Peer-Forschenden fanden Informationsveranstaltungen und Schulungen statt. Ziel dieser Veranstaltungen war es, den Peer-Forschenden das Forschungsthema näher zu bringen. So sollten thematisch alle auf den gleichen Stand gebracht werden. Für das Forschungsprojekt war es essentiell, dass die Peer-Forschenden inhaltlich gut geschult waren. Frau Miller beschrieb dies so: „Es sollte nicht, wenn zum Beispiel was ist der Unterschied zwischen (A) und (B), dass die nicht antworten können oder warte mal, ich ruf erst mal an. Ne die mussten schon vertraut sein mit dem Thema [...].“ (Frau Miller, S. 4, 200-203). Gleiches traf für die ethischen Aspekte der Peer-Forschung zu. Die Peer-Forschenden bekamen zu diesem Thema ebenfalls eine Schulung, in der es um den Datenschutz und die Schweigepflicht ging sowie um den Hinweis der freiwilligen Teilnahme durch die Studienteilnehmenden. Auch die Zielgruppe wurde detailliert besprochen. Dabei ging es anhand eines sogenannten Community-Mappings darum, die Zielgruppe und ihre Akteurinnen und Akteure zu verorten, Treffpunkte der Zielgruppe auszumachen und zu dokumentieren sowie mögliche Machtverhältnisse in der Zielgruppe aufzudecken. Aus diesem Ablauf erfolgte ebenfalls eine Auffrischung der vorzufindenden Verhältnisse, um alle Beteiligten auf den gleichen Stand zu bringen. Durch die Heterogenität der Zielgruppen gab es unterschiedliche Verläufe der Datenerhebung. Dies lag an den unterschiedlichen Merk-

malen der Peer-Forschenden und der Studienteilnehmenden. Hierzu zählten laut den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern das Geschlecht und die schulische oder akademische Ausbildung. Der Grund für die Beeinflussung durch das Geschlecht lag an den zum Teil hoch sensiblen Fragen und Themen. Die Beeinflussung durch den Bildungsgrad spielte in erster Linie auf die Aufgeklärtheit zu Fragen der Gesundheit und Prävention an. Für die Peer-Forschenden ging es darum, auf die Unterschiede und Herausforderungen vorbereitet zu sein. Der Fokus für die Peer-Forschenden lag, laut Herrn Carter auf ihrer Rolle in der Zielgruppe sowie darauf die Kontakte und Netzwerke auszunutzen, um eine Ausgewogenheit in der Stichprobe zu erreichen. Alle Peer-Forschenden sollten demnach eine bestimmte Anzahl an Personen interviewen. Außerdem wurden die Peer-Forschenden über ihre Position im Forschungsprojekt aufgeklärt.

Bei der Dateneingabe und -auswertung gab es verschiedene Vorgehensweisen. Zum einen bestand die alleinige Auswertung durch die Institutionen und zum anderen gab es die Auswertung durch die Peer-Forschenden mit Unterstützung durch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Dies hatte zur Konsequenz, dass der Aufwand für die Koordination der Peer-Forschenden durch ersteres Vorgehen geringer ausfiel. Gleichzeitig konnte bei letzterem Vorgehen jedoch eine hohe Zufriedenheit der Peer-Forschenden festgestellt werden. Auch die Akzeptanz durch die Zielgruppe wurde durch den umfangreicheren Einsatz der Peer-Forschenden im Auswertungsprozess als hoch erachtet. Die Vorstellung der Ergebnisse erfolgte in den Forschungsprojekten gleichermaßen. Dem Forschungsteam wurden die Ergebnisse jeweils dargestellt. Vor der Veröffentlichung wurden die Ergebnisse mit den Peer-Forschenden gemeinsam diskutiert. Hierbei bestand auch die Möglichkeit den gesamten Forschungsprozess zu reflektieren. Die Peer-Forschenden waren dafür sehr dankbar. Frau Stark beschrieb dies so:

„[...] und wir haben dann ein Treffen gehabt, wo dann über die Ergebnisse diskutiert wurde und überhaupt unsere Erfahrung als Peer-Researcher auch noch aufgenommen wurde, dass wir einen Austausch hatten, wie es für uns war als Peer-Researcher zu agieren. Welche Erfahrung wir hatten [...].“ (Frau Stark, S. 3 f., 161-167).

Durch die Reflexion des Forschungsprozesses bestand die Möglichkeit für die Institutionen, die Arbeit der Peer-Forschenden zu evaluieren sowie Hinweise und Verbesserungsvorschläge der Peer-Forschenden aufzunehmen, um diese bei weiteren Forschungsprojekten zu berücksichtigen. Ebenso bestand die Möglichkeit, die Ergebnisse hinsichtlich der Zielgruppe zu diskutieren und zu reflektieren. Es ging darum, die entstandenen Ansätze auf die Zielgruppe anzupassen und umzusetzen. Neben den Hand-

lungsansätzen für die Zielgruppe und die Institutionen entstand durch den Prozess der Peer-Forschung und die Diskussion der Ergebnisse mit den Peer-Forschenden die Möglichkeit, speziell auf die während des Forschungsprojekts erworbenen Kompetenzen einzugehen. Für die Peer-Forschenden stellte ihre Tätigkeit die Option dar, sich aufgrund ihrer Herkunft und durch ihre thematische Vorerfahrung für die Zielgruppe einzusetzen. Der Einsatz von Peer-Forschenden aus vulnerablen Zielgruppen mit Stärken und Schwächen war für Herrn Carter ein sich lohnendes Unterfangen. Durch die respektvolle Begegnung auf Augenhöhe innerhalb der Arbeit und einem hohen Maß an Transparenz konnte dies gelingen. Gleichzeitig führte der Kompetenzgewinn für die Peer-Forschenden zu einer Wertschätzung und zu Empowerment hinsichtlich späterer beruflichen oder ehrenamtlichen Tätigkeiten. Außerdem folgte aus der Tätigkeit als Peer-Forscher eine hohe Identifikation mit der Zielgruppe sowie dem Forschungsteam.

Generell wurde der Einsatz von Peer-Forschenden in den verschiedenen Projektphasen unterschiedlich umgesetzt. Zum einen wurden die Peer-Forschenden von der Entwicklung der Fragestellung bis hin zur Diskussion der Ergebnisse eingesetzt. Zum anderen erfolgte ein Einsatz lediglich zur Datenerhebung und für eine spätere Diskussion der Ergebnisse. Trotz dieser unterschiedlichen Vorgehensweisen wurde durch die Interviewten für eine Teilhabe von Anfang bis Ende plädiert, da nur so eine wirkliche Problemlösung stattfinden kann. Den Peer-Forschenden war bewusst, dass der Aufwand hierzu sehr groß sei und viel Zeit in Anspruch nehme. Somit konnte man davon ausgehen, dass Personen größtenteils auch dann zur Peer-Forschung bereit sind, wenn dies ein langer und aufwändiger Prozess sei. Herr Carter forderte jedoch hier eine Aufteilung der Peer-Forschenden nach deren Kompetenzen. So könne laut Herr Carter aufgrund des partizipativen Ansatzes und der zeitlich aufwändigen Gestaltung nicht jede Person für den kompletten Projektverlauf eingesetzt werden.

4.4.2 Kooperation im Namen der Forschung

Um eine bestmögliche Unterstützung der Peer-Forschenden bei ihrer Arbeit zu gewährleisten und gleichzeitig eine wissenschaftliche Begleitung sicherzustellen, kam es in den Forschungsprojekten zu verschiedensten institutionellen und außerinstitutionellen Kooperationen. Es war nötig, im Voraus zu klären, welche Ressourcen durch die Institutionen vor Ort, also in der Nähe der Zielgruppe, bereit gestellt werden können, um die Peer-Forschung zu koordinieren und die Peer-Forschenden in erster Linie zu betreuen. Die Auswahl der Institutionen, die eine Koordination der Peer-Forschenden übernehmen sollte, erfolgte aufgrund der Vorerfahrung mit partizipativen Forschungsmethoden und durch die thematische Spezialisierung. Nachdem klar war, welche Institutionen an dem Projekt teilnehmen konnten, fan-

den verschiedene Treffen statt, in denen das Konzept und die Vorgehensweise mit den einzelnen Partnerinnen und Partnern abgesprochen wurden. Durch die Kooperation und die Zusammenarbeit kam es zu Synergieeffekten für die Institutionen. Die wissenschaftliche Institution konnte über die Einrichtungen vor Ort einen Zugang zur Zielgruppe erreichen. Wobei die lokalen Einrichtungen von der Initiative profitieren konnte und die Möglichkeit hatte, der Zielgruppe eine Stimme zu geben, um deren Problemlagen darzustellen. Auch die Peer-Forschenden konnten aus diesen Kooperationen positive Schlüsse ziehen.

4.4.3 Identifikation der Zielgruppe

Die Auswahl der entsprechenden Zielgruppen lag in den jeweiligen Fällen bereits im Vorhinein fest. Sie wurde aufgrund der Datenlagen und der Ziele der Forschungsprojekte durch die Institutionen bestimmt. Letztendlich ging es für das Forschungsteam darum, die Zielgruppe zu identifizieren. Das heißt, durch Aufdeckung der Strukturen, Einbezug von Expertinnen und Experten und den Blick in die Settings wurden die weiteren Schritte vorbereitet, um in diesem Vorgehen die Zielgruppe wiederzuerkennen. Eine Möglichkeit stellte das Community-Mapping dar, welches die Community in ihrer Struktur beschreibt und beispielsweise wichtige Treffpunkte aufzeigt. Die Identifikation der Zielgruppe war im Ablauf des Forschungsprozesses die Aufgabe der Koordinatorinnen und Koordinatoren sowie der Peer-Forschenden. Diese Vorhaben konnten ohne Probleme umgesetzt werden, so dass eine klare Beschreibung der Zielgruppe und deren Besonderheiten allen Peer-Forschenden bekannt war. Eine breite Kommunikation darüber fand in den Schulungsveranstaltungen statt, die durch die Institutionen durchgeführt wurden. Auffällig war jedoch eine Situation, die durch Peer-Forschende beschrieben wurde. Hierbei spielte die ursprüngliche Herkunft der Personen aus der Zielgruppe eine Rolle, die u.a. ein Kriterium zur Auswahl darstellte. Diese war offensichtlich nicht eng genug ein- beziehungsweise abgegrenzt. Die Folge dessen war eine Irritation der Peer-Forschenden darüber, ob sie auch Personen als Studienteilnehmende einbeziehen sollten, die ihres Erachtens nicht zur Zielgruppe gehörten. Durch die potentiellen Studienteilnehmenden wurde dies jedoch hinterfragt und außerdem angemerkt, dass sie zur Zielgruppe gehören würden. Zur Reflexion erfolgte ein Gespräch der Peer-Forschende mit der Koordinatorin. Die Peer-Forschenden zeigten sich in diesem Fall unsicher und hatten die Befürchtung, dass diese Ausgrenzung zu einer Unzufriedenheit in der Zielgruppe führen könnte. Diese Befürchtungen ließen sich jedoch nicht überprüfen. Zu beachten war demnach eine umfassende Eingrenzung der Zielgruppe, möglichst durch die Festlegung von Kriterien. Weiter zeigte die Situation, dass die Vorgaben bezüglich der Zielgruppe zu einer geringen Flexibilität für die Peer-Forschenden führten. Die Identifikation der Zielgruppe war demnach ein Prozess, der bis zum Abschluss der Forschungsprojekte und darüber hinaus berücksichtigt werden musste.

4.4.4 Rekrutierung der Studienteilnehmer und Datengewinnung

Aus den Erfahrungen bei der Rekrutierung der Studienteilnehmerinnen und Studienteilnehmer konnten hinsichtlich der Auswahl von Peer-Forschenden Zusammenhänge aufgedeckt werden. Außerdem war es hilfreich, für die Festlegung von Kriterien zur Auswahl von Peer-Forschenden den weiteren Verlauf der Tätigkeiten zu verfolgen, um hierbei auf etwaige Besonderheiten eingehen zu können. Gleiches galt für den Prozess der Datengewinnung. Die Berücksichtigung der taktischen Vorgehensweise durch die Forschungsteams und vor allem durch die Peer-Forschenden sollte auch hier einen Aufschluss über die Rekrutierung und die Auswahl von Peer-Forschenden geben.

Die Kontaktaufnahme zu den Mitgliedern der Zielgruppe erfolgte in der Regel über die Peer-Forschenden selbst. In seltenen Fällen wurden die Mitglieder über Schlüsselpersonen oder andere Multiplikatoren vermittelt. Die Methode der Peer-Forschung zeigte hierbei ihren Erfolg, nämlich den problemlosen Zugang in die Zielgruppe. Eine Möglichkeit war die Kontaktaufnahme an Orten, die im Vorhinein unter den Peer-Forschenden abgesprochen und im Community-Mapping dargestellt wurden. Frau Stark beschrieb dies so: „[...] ich hab einfach Leute angesprochen. Ich war am Bahnhof und hab direkt dort Leute angesprochen.“ (Frau Stark, S. 8, 401-403). Andere Möglichkeiten waren die Teilnahme an Veranstaltungen, an denen Mitglieder der Zielgruppe anzutreffen waren oder der Besuch öffentlicher Einrichtungen, in denen sich Teile der Zielgruppe regelmäßig trafen. Die Reaktion der angefragten Studienteilnehmenden war dementsprechend sehr positiv. In den Situationen herrschte eine offene und respektvolle Atmosphäre, so dass eine umfangreiche Datenerhebung durchgeführt werden konnte. Auch die Reichweite wurde für die Mitglieder der Zielgruppe innerhalb der Kontaktaufnahme und Befragung deutlich. Herr Young schilderte: „Aber es gibt auch Menschen die das verstehen, wenn du zu ihnen gehst. Die sagen dann, ah, er kommt von jemandem oder hat was und will gucken, dass er mit mir das teilen will. Und die verstehen das [...].“ (Herr Young, S. 1 f., 53-56). Für die Mitglieder der Zielgruppe lag eine hohe Bereitschaft vor, sich unter dem Aspekt des gegenseitigen Austauschs zu öffnen. Das Vertrauen in die Peer-Forschenden zeigte sich durch eine schnelle und unkomplizierte Rekrutierung. Ebenso war das Interesse der Zielgruppe an den Ergebnissen und deren möglichen Folgen oder Veränderungen vorhanden, wodurch ebenfalls eine Motivation zur Teilnahme erreicht werden konnte. Der Charakter der Peer-Forschung wurde damit erneut deutlich. Die Peer-Forschenden sorgten durch ihre Kenntnis über die Zielgruppe dazu, genau dieser die Chance einer Öffnung zu ermöglichen und dementsprechend zur Selbstermächtigung beizutragen.

Auf Rücksicht im Zugang musste jedoch in der Art und Weise des Auftretens der Peer-Forschenden gegenüber den Studienteilnehmenden gelegt werden. Vor allem das Geschlecht der Peer-Forschenden war eine solche zu berücksichtigende Kategorie, da es im

Rahmen der Forschungsprojekte auch um geschlechtersensible Fragen ging. Dementsprechend gab es mehrere Situationen, in denen die Befragung geschlechtsspezifisch durchgeführt wurde. Mit diesem Arrangement zeigte sich auch ein weiterer Aspekt, der in der Peer-Forschung beachtet werden musste. Trotzdem ein eigentlicher Zugang zur Zielgruppe vorlag, konnten Hürden im finalen Zugang vorhanden sein. Laut Frau Stark sollte dies von Anfang berücksichtigt werden. Sie beschreibt dies folgendermaßen:

„[...] die Männer haben natürlich mehr Männer rekrutieren können beim Thema [...]. Und die Frauen haben vielleicht beides rekrutieren können, das hängt davon ab, dass heißt wenn man dieses Team bildet, dass man auch Bedenken hat, dass das Geschlecht auch ne Rolle spielt.“ (Frau Stark, S. 9, 446-450).

Ebenfalls spielte für die Forschungsprojekte der Habitus der Peer-Forschenden eine entscheidende Rolle. Nur so war im Endeffekt eine schnelle Rekrutierung möglich. Dies wurde durch Frau Stark so bestätigt: „[...] man schließt schnell, also ich selbst komme nicht aus (Stadt), aber ich hab so viele Leute angesprochen und sofort. [...], meine Herkunft, mein Aussehen. Alles hat da eine Rolle gespielt, dass ich dann diesen leichten Zugang hatte. (Frau Stark, S. 2, 98-101). Die Kombination von Auftreten, Information, Vertrauen und Offenheit ermöglichte letztendlich die Datenerhebung. Der Fokus im gesamten Verlauf des Projekts lag für die Peer-Forschenden auf dem Aspekt der Nachhaltigkeit, genauer auf dem Erreichen eines positiven Outcomes für die Zielgruppe. Trotz dieses Ansporns gab es auch Situationen, in denen es nicht möglich war die Mitglieder der Zielgruppe zu überzeugen. Ebenso gab es Personen, die den Peer-Forschenden nur aus Gefallen die Fragen beantworteten. Frau Stark beschrieb so eine Situation: „[...] man hilft mir nur, weil ich [...] eine Schwester bin aus (Land) und das ich dann meine Arbeit vorantreibe [...].“ (Frau Stark, S. 2, 102-106). Ein Grund hierfür war ein Misstrauen der Studienteilnehmenden gegenüber den koordinierenden Institutionen. Dieser Einzelfall stand einer generellen Bereitschaft aller Seiten gegenüber, die hoch sensible Thematik sowohl gemeinsam als auch aufgeschlossen zu bearbeiten und die Teilnahme als Mittel zum Erfolg der Forschungsprojekte anzusehen.

Bei der Durchführung der Datenerhebung spielten die zur Rekrutierung geeigneten Mechanismen ebenfalls eine Rolle. Dies machte sich vor allem im Erstkontakt sehr deutlich. Die Befragungen verliefen, nachdem die Ziele erläutert wurden, erfolgreich. Den Hinweisen der Peer-Forschenden zum Vorgehen der Beantwortung und der Beachtung unterschiedlicher Besonderheiten wurde Folge geleistet. War dies nicht der Fall, erfolgte durch die Peer-Forschenden eine Erinnerung an die Studienteilnehmenden. Hierbei wurde deutlich, dass die Peer-Forschenden ihre Aufgabe sehr ernst und verantwort-

tungsbewusst erfüllten, ohne die Studienteilnehmenden unter Druck zu setzen. Auch der zeitliche Aspekt wurde im Verlauf der Datenerhebung neu abgestimmt. Durch die Peer-Forschenden erfolgte eine Anmerkung, dass nicht für alle Studienteilnehmenden eine rasche Beantwortung der zum Teil komplexen Fragen erfolgen könne. Die Institutionen reagierten hierauf sehr flexibel und erweiterten den Zeitraum zur Datenerhebung.

4.4.5 Funktion der Peer-Forschenden

Über die Funktion der Peer-Forschenden hatten sich die Institutionen und das Forschungsteam bereits im Vorhinein Gedanken gemacht. Es zeigte sich jedoch, dass die Peer-Forschenden durch ihre Sichtweisen weitere Funktionen übernehmen konnten und ihre Tätigkeit den individuellen Bedingungen sogar anpassen mussten. Dementsprechend war ein flexibles Vorgehen der Peer-Forschenden erforderlich. Das Verständnis von Peer-Forschung wurde durch die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner so zusammengefasst: “[...] Peer-Research hat eine große Rolle gespielt, weil ohne die Peer-Researcher [...] diese Ergebnisse würde nicht kommen. [...]. Da sie die Tür öffnen zu den Menschen und sie gehen da hin und sind permanent im Kontakt mit der Zielgruppe.“ (Herr Young, S. 3, 141-145). Voraussetzung hierzu war eine gute Schulung, Motivation und ein Bewusstsein für die ethischen Aspekte sowie die Ziele für die Zielgruppe. Für die Rekrutierung der Studienteilnehmenden und die Datenerhebung war es für die Peer-Forschenden notwendig sich untereinander abzusprechen. Es ging darum, die Orte der Befragung aufzuteilen und bei Problemen einen Austausch zu initiieren. Dies wurde zwar durch die koordinierenden Personen unterstützt, konnte jedoch zeitlich nicht immer umgesetzt werden. Durch den Einsatz von Peer-Forschenden, die bereits bei anderen partizipativen Forschungsprojekten in dieser Position tätig waren, bestand die Möglichkeit auf deren Erfahrungen und Vorschläge einzugehen. So konnte neben der Schulungsfunktion der koordinierenden Personen auch eine ähnliche Funktion durch die genannten Peer-Forschenden erfolgen. Durch die partizipative Konzeption war ein Einbringen erwünscht, was Frau Stark so beschrieb:

„[...] , dass man von Anfang an bewusst die mit ins Boot geholt hat. Also vom Design der Studie [...], obwohl natürlich die Idee war schon da. Aber das man trotzdem, [...] ausgetauscht hat. Wir haben diese Idee, wir wollen das so machen, was meint ihr dazu.“ (Frau Stark, S. 6, 294-298).

So wurde auch durch die Institutionen ein aktiver Austausch mit den Peer-Forschenden angestrebt.

4.4.6 Herausforderungen in der Peer-Forschung

Für das Forschungsteam und vor allem die Peer-Forschenden bestanden in den jeweiligen Forschungsprojekten verschiedene Herausforderungen. Vor allem die Auseinandersetzung mit der Zielgruppe stellte einen Teil dar. Aber auch die Rekrutierung der Peer-Forschenden umfasste Herausforderungen, die im Nachgang durch die Interviewten aufgedeckt wurden. So konnten bei der Rekrutierung der Peer-Forschenden und bei der Rekrutierung von Studienteilnehmenden Vorbehalte gegenüber den jeweiligen Institutionen gesehen werden. Dieses Misstrauen gegenüber den Institutionen bezog sich auf die Wahrnehmung eines großen Interesses an den Problemen der Zielgruppe. Jedoch erzielte diese Datengewinnung keinen Mehrwert für die Zielgruppe, sie diente lediglich den Institutionen. Ein weiterer Vorfall von Misstrauen zeigte sich durch diskriminierende Vorurteile, die durch einige Studienteilnehmenden der Forschungssituation unterstellt wurden. Ebenfalls misstrauische Momente gab es durch den thematischen Fokus der Forschungsprojekte. Hierauf wurde durch die Interviewten hingewiesen, da solche sensible Themen oft den involvierten Zielgruppen zugeordnet wurden. Zwischen diesen Konflikten standen die Peer-Forschenden und leisteten Sensibilisierungsarbeit, um die Personen aus der Zielgruppe trotzdem zur Teilnahme zu bewegen. Die Peer-Forschenden mussten sich auch selbst den Vorwurf der Instrumentalisierung gefallen lassen, in dem ihnen vorgeworfen wurde, dass sie für diese Leute oder Institutionen arbeiten würden. Hierzu wurde bereits im Voraus durch die koordinierenden Personen in den Schulungsveranstaltungen interveniert. Dies beschrieb Frau Miller folgendermaßen: „Die Peers als wir diese Ethikschulungen, [...] die sollen das nicht persönlich nehmen.“ (Frau Miller, S. 6, 324-325). Durch die Hinweise wurden die Peer-Forschenden zu einer gewissen Distanz im Forschungsfeld aufgefordert. Solch ein Vorgehen war nicht immer einfach. Die Gründe hierfür waren in der Position der Peer-Forschenden und ihrer Tätigkeit zu verorten. Die Peer-Forschenden hatten durch ihren engen Kontakt zur Zielgruppe und durch ihre Herkunft klare Interessen die keineswegs als negativ, sondern vielmehr positiv betrachtet wurden. Durch die Schulungsmaßnahmen und die Reflexionsprozesse wurde den Peer-Forschenden ein Umgang mit solchen Herausforderungen ermöglicht. Dies spiegelte sich in den verschiedenen sensiblen Situationen während der Datenerhebung wieder, in der ein direkter Kontakt mit der Zielgruppe erfolgte.

Eine weitere Herausforderung stellte laut den Interviewten eine mögliche Verzerrung der Datenlage da. Aufgrund der jeweiligen Herkunft der Peer-Forschenden wurden durch sie überwiegend Personen angesprochen, die in Herkunftsregionen verortet wurden, die den Peer-Forschenden selbst bekannt waren. Frau Stark beschreibt die Situation so: „Das heißt man hat dann gesehen, es gibt viele Fragebögen die aus dem (Gruppen) Bereich kommen und vielleicht die [...] (Gruppe) waren nicht so viele. Das muss man vielleicht später berücksichtigen, damit man ein besser differenziertes Bild hat.“ (Frau Stark, S. 8 f., 443-446). In

erster Linie stellte diese Situation keine konkrete Herausforderung für die Peer-Forschenden dar. Durch sie wurden Personen aus der Zielgruppe kontaktiert, ohne auf ein Gleichgewicht bei der Herkunft dieser Personen zu achten. Es gab den Hinweis von den Interviewten bei der Datenauswertung und der Interpretation der Ergebnisse den Aspekt der Herkunft nicht außer Acht zu lassen.

Ein letzter Punkt, der zu den Herausforderungen in der Zusammenarbeit mit der Zielgruppe gehörte, war die weitere Problemlage der Personen aus der Zielgruppe. Neben dem Forschungsthema und der Fokussierung auf genau diese Problemlage hatten die Studienteilnehmenden und weitere Personen der Zielgruppe zusätzliche existentielle Probleme. Auf genau diese Probleme wurde durch die Interviewten nicht weiter eingegangen. Laut ihren Aussagen seien diese aber im Blick zu behalten. In diesen Fällen konnte es dazu führen, dass die Peer-Forschenden eine Beratungsfunktion durchführten, um den Studienteilnehmenden weiter zu helfen. Aber es gab auch den Hinweis, die gewonnenen Daten weiter hinsichtlich umfangreicher Problemlagen auszuwerten sowie in der Entwicklung und Umsetzung von Interventionen zu berücksichtigen.

4.5 Folgen der Peer-Forschung

Die Folgen des Einsatzes von Peer-Forschenden sind in erster Linie im Nutzen der Peer-Forschung zu verorten. Weitere Nutzenaspekte beziehen sich auf die Peer-Forschenden, die Institutionen und die Zielgruppen. Ebenso ist eine Folge der Peer-Forschung in der Aufdeckung der Unsichtbarkeit von vulnerablen Zielgruppen zu sehen. Die Aspekte der Nachhaltigkeit gehören ebenso zu den Folgen der Peer-Forschung.

4.5.1 Nutzen der Peer-Forschung

Der Erfolg in den jeweiligen Forschungsprojekten wurde seitens der Interviewten dem Peer-Forschungsansatz zugeschrieben. Durch den bewussten Einsatz von Personen, die als Expertinnen und Experten in den jeweiligen Zielgruppen galten und so den Zugang herstellen konnten, bestand die Möglichkeit, Sichtweisen aufzudecken, die durch keine andere Forschungsmethode ermöglicht werden konnte. Die Peer-Forschenden wussten laut den Interviewten, wie sie den Zugang herstellen konnten, um mit den Mitgliedern der Zielgruppe in Kontakt zu treten. Gleichzeitig stellte die Peer-Forschung für die Interviewten eine Form der realitätsnahen Problemlösung in der Zielgruppe dar. Herr Carter beschreibt sein Verständnis von Peer-Forschung folgendermaßen:

„[...] für mich ist das nichts anderes als Menschen aus der Community, die auch für ein bestimmtes Problem auch gemeinsam nochmal loslegen, um Lösungen zu fin-

den. [...], es geht einfach wissenschaftlich nochmal zu belegen und was [...] war wichtig dass die Menschen vor Ort, die von dem Problem auch betroffen sind [...], dass die auch mitwirken und was sagen.“ (Herr Carter, S. 3, 115-120).

Aufgrund der gemeinsamen Bearbeitung des Problems und der gemeinsamen Forschung direkt im Feld mit den unmittelbar betroffenen Personen ging es in den Forschungsprojekten u.a. darum Hypothesen empirisch zu belegen oder zu widerlegen. Diese Angelegenheit beschäftigte neben den Institutionen auch die Peer-Forschenden. Durch die unmittelbare Teilhabe am Forschungsprozess wechselte das persönliche Verständnis der Peer-Forschenden dahin, dass die Erkenntnisse einer wissenschaftlich begründeten Untersuchungen entstammen müssen und man nur so einen Rechtfertigungsgrund für weitere Projektschritte hat. Um eine Aussagekraft für die Probleme vor Ort zu schaffen, empfanden die Peer-Forschenden es als essentiell, die Mitglieder der Zielgruppe direkt mit einzubeziehen. Der Einsatz durch die Peer-Forschenden sollte eben erwähnte Zwecke erreichen und für eine Akzeptanz in der Zielgruppe führen. Ein weiterer Nutzen der Peer-Forschung ist der Einblick in die Lebensrealitäten der Zielgruppen. Laut der Interviewten bezog sich der Fokus auf die Lebenswelt der Zielgruppe. Das heißt welche Problemlagen sind dort vorhanden und wie versuchen die Menschen diese Probleme zu lösen, beziehungsweise wohin können sie sich wenden. Die Datenerhebung und die Interpretation dieser sehr spezifischen Erkenntnisse konnte durch die Peer-Forschenden entsprechend effizient und effektiv durchgeführt werden.

Neben den allgemeinen forschungsrelevanten Aspekten ist die Identifikation der Peer-Forschenden und der Mitglieder der Zielgruppe mit den Problemlagen aber vor allem eine Vision von Verbesserungspotentialen der Zielgruppenmitglieder deutlich erhöht. Grund hierfür ist die Betrachtung des Ergebnisses als eigenes Produkt seitens der Zielgruppe. Herr Carter beschrieb dies folgendermaßen: „[...] Vorteil ist Motivation, Nachhaltigkeit und Engagement das Menschen auch was mitwirken [...]. Und die Entscheidung auch, sie bestimmen das selber.“ (Herr Carter, S. 3, 134-136). Dies verdeutlichte den Sinn der Peer-Forschung. Das Engagement der Peer-Forschenden und die Motivation an einem partizipativen Forschungsprojekt teilzunehmen, ermöglichte es, individuelle nachhaltige Interventionen entstehen zu lassen.

Ein großer Gewinn der Peer-Forschung in den beschriebenen Projekten bezog sich auf die Entwicklung neuer Forschungsfragen und auf die Entstehung neuer Kooperationen und Projekte. Über die engen Kontakte der Peer-Forschenden mit den Personen aus der Zielgruppe gelang es weitere Problemlagen, die bisher nicht im Fokus waren aufzudecken. Herr Carter fasste dies folgendermaßen zusammen: „Man merkt auch, dass im Endeffekt die haben andere Sorgen, [...]. Und diese Sachen sollen mit berück-

sichtigt werden, wie die genau leben, welche Bedürfnisse sie haben zusätzlich zu den Themen, [...]“ (Herr Carter, S. 7, 365-368). Laut der Interviewten konnten diese Hinweise nützlich sein, um Besonderheiten hervorzuheben und auch für kurzfristige Veränderungen zu sorgen. Gezeigt hat sich dies beispielsweise durch Hinweise der Peer-Forschenden, die eine aufsuchende Arbeit im Bereich der Forschungsthematik spezifizierten. Hierauf konnten die Institutionen entsprechend reagieren und einen Teil des Schwerpunkts ihrer Arbeit anpassen.

4.5.2 Nutzen für die Peer-Forschenden und die Institutionen

Der Nutzen für die einzelnen Peer-Forschenden äußerte sich in erster Linie im Erlernen neuer Tätigkeiten. Hierzu zählt die konkrete Auseinandersetzung mit den verschiedenen Phasen der Projektarbeit und das Erlernen und Anwenden von Methoden zur Datenerhebung. Es erfolgte die Auseinandersetzung mit ethischen Fragen, die innerhalb der Forschungsprojekte beachtet werden mussten. Dadurch entwickelten sich neue Kenntnisse zur Selbstreflexion, die einen positiven Effekt auf die laufenden Projekte sowie auf die Peer-Forschenden selbst hatten. Aber auch das Verständnis für empirische Forschungsprojekte konnte als Gewinn erachtet werden. Für die Zielgruppe ergab sich hieraus der Vorteil, dass die Peer-Forschenden eine Vermittlerrolle einnehmen konnten und so für eine Sensibilisierung der Anliegen in der Zielgruppe sorgten. Ebenso ergab sich durch die Kontakte der Peer-Forschenden innerhalb des Forschungsteams sowie der verschiedenen Settings die Chance des Netzwerkens hinsichtlich persönlicher Interessen. Dies half den Peer-Forschenden, die auf der Suche nach beruflichen Tätigkeiten waren oder sich beruflich umorientieren wollten. Auch die Entlohnung hatte im gewissen Maße einen positiven Effekt auf die Peer-Forschenden. Obwohl die Aufwandsentschädigung nicht sehr hoch war, half sie Personen in prekären Situationen kurzfristig weiter, ihren Lebensunterhalt aufzubessern. Im Gesamten konnte die Tätigkeit in der Peer-Forschung eine Empowerment-Wirkung zugeschrieben werden. In erster Linie galt das für die Peer-Forschenden, da sie durch die Befugnisse in ihrer Position eine deutlich höhere Entscheidungsbefugnis hatten. Aber auch für die Mitglieder der Zielgruppe galt diese Entwicklung, da hier die Möglichkeit der Sichtbarmachung von schwierigen Problemlagen berücksichtigt wurde und so den Personen eine Aussicht auf Erfolg entstehen konnte.

Die Nutzen für die Institutionen lassen sich auf die Effekte der Peer-Forschung zurückführen. Vor allem ließen sich die Forschungsprojekte dafür nutzen, eine größere Bekanntheit in der Zielgruppe für die Leistungen der Institutionen herzustellen. Der Effekt der Aufklärung wog für die Institutionen am höchsten.

4.5.3 Nutzen für die Zielgruppen

Die partizipativen Forschungsprojekte sollten in erster Linie der Zielgruppe nutzen. Die Interviewten beschrieben die Position der Peer-Forschenden, bezogen auf die Zielgruppe und ihrer jeweiligen Herkunft als sehr identitätsstiftend. Abhängig von dem Einsatz und der Motivation der Peer-Forschenden bestand die Möglichkeit, wie durch die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner beschrieben, gemeinsam etwas zu bewegen. Der ursprüngliche Ansatz zielte in den jeweiligen Forschungsprojekten auf die Aufdeckung verschiedenster Problemlagen in den Zielgruppen. Das Vertrauen gegenüber den Peer-Forschenden ermöglichte den Zielgruppen ihre Sichtweisen darzustellen und somit Aspekte aufzudecken, die für die Zielgruppen im Kontext des Forschungsthemas wichtig waren. Herr Carter bezeichnete das Produkt der gemeinsamen Forschungsarbeit als etwas „[...] das ist für uns [...]“ (Herr Carter, S. 8, 400-401). Hierdurch verdeutlichte sich der Charakter, den die Peer-Forschenden mitbrachten. Gerade die Peer-Forschenden engagierten sich sehr stark, im Rahmen ihrer Möglichkeiten und zum Teil darüber hinaus, in dem Einsatz für die Zielgruppen. Die Identifikation mit der Zielgruppe, aber auch mit den Werten und Zielen der Institutionen ermöglichten ein hohes Maß an Vertrauen und Zugang. Dies bewirkte, dass die Zielgruppen über die Peer-Forschenden und die Methode ihre eigene Ansichten und Vorstellungen einbringen konnten. Von den Interviewten kam die Feststellung, dass die Wahrnehmung der direkten Bedürfnisse der Zielgruppe nur über den Ansatz der Peer-Forschung möglich war. Auch die Mitglieder der Zielgruppe würdigten den Ansatz und wünschten sich weiterhin ein Mitspracherecht bei der Entwicklung und Verstetigung von Interventionen.

Ein zusätzlicher Effekt, hinsichtlich der Sensibilisierung gegenüber gesundheitsrelevantem Verhalten in der Zielgruppe, war die Möglichkeit auf bisherige Angebote und Anlaufpunkte für die betroffenen Zielgruppen hinzuweisen. Im Falle der genannten partizipativen Forschungsprojekte wurden auch kleine Gimmicks an die Studienteilnehmenden verteilt. Das Ziel war dabei durch das Logo der Institution mehr für die thematische Sensibilisierung zu erreichen. Der Nutzen lag hier bei den Individuen aus der Zielgruppe. Im Verlauf wurde jedoch eine Verbreitung der Informationen erwartet, die sich in der gesamten Zielgruppe widerspiegeln sollte. Eine Option der Verdeutlichung stellte die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse dar. Diese erfolgten zum Teil in verschiedenen Sprachen und ermöglichten eine Präsentation in leichter Sprache. Auch ein Video über die Peer-Forschende, ihre Arbeit und ihre Erfahrungen wurde für die Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Die Interviewten berichteten zudem, dass Personen aus der Zielgruppe ausdrücklich die Ergebnisdarstellung einforderten. Aufgrund dieser Wünsche erfolgte in den Schulungsveranstaltungen und der Informationsveranstaltung zur Präsentation der Ergebnisse eine Diskussion über die Weitergabe der Ergebnisse an die Zielgruppen. Frau Stark beschreibt aus ihren Erfahrungen heraus, warum die Weitergabe der Ergebnisse so wichtig war: „[...] das man dann viel For-

schung macht und betreibt und hinterher sieht man trotzdem keine Veränderung. [...] das muss man halt wirklich bis zum Ende machen, dann klappt das. [...] Ansonsten wird das immer so eine [...] oberflächliche Sache“ (Frau Stark, S. 4 f., 215-225). Demnach mussten die Peer-Forschenden hier ihr Mitspracherecht deutlich machen und die Wünsche sowie Bedürfnisse der Zielgruppe bezüglich der Ergebnisdarstellung und dem weiteren Vorgehen offen legen.

4.5.4 Unsichtbarkeit aufdecken

Aus den Aussagen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern ging deutlich hervor, dass eine sogenannte „schwere Erreichbarkeit“ oder „Unsichtbarkeit“ von Mitgliedern aus vulnerablen Zielgruppen nicht vorliege. Wie bereits erwähnt, läge dies am jeweiligen Zugang, bzw. an der Methode die genutzt werde, um Peer-Forschende zu rekrutieren. Neben der Identifikation der Zielgruppe, die als Setting für ein partizipatives Forschungsprojekt dienen soll, gehe es in der Sichtbarmachung darum, die Zielgruppe zu analysieren. Dies könne durch Multiplikatoren und Schlüsselpersonen erfolgen. Frau Stark schildert ihre Erfahrung folgendermaßen: „Dann weiß man wirklich inwiefern man welche Gruppe genau schwer erreicht, weil wir sind da in der (Zielgruppe), wir sind jetzt irgendwie nicht unsichtbar. Aber von der anderen Seite werden wir als unsichtbar gesehen.“ (Frau Stark, S. 7, 380-382). Zur Vermeidung von Unsichtbarkeit wurde durch die Interviewten um Verständnis geworben. Die Mitglieder der Zielgruppen seien genauso wie andere Zielgruppen zu erreichen. Auch wenn sie mit dem Label der schweren Erreichbarkeit gekennzeichnet würden. Es werde zudem schon durch Mitglieder der Zielgruppe einiges dafür getan, um wahrgenommen zu werden. Dies verdeutlichte das Engagement der Peer-Forschenden, zum Beispiel durch ihre Arbeit im Ehrenamt. Hierdurch traten die Personen aus der schweren Erreichbarkeit heraus und warben gleichzeitig für die Zielgruppe in der sie tätig waren.

4.5.5 Nachhaltigkeit der Peer-Forschung

Die Nachhaltigkeit der partizipativen Forschungsprojekte war eins der Kriterien, das von den Interviewten wiederholt genannt wurde. Diese sei als Maß für den Erfolg ausschlaggebend. Hinsichtlich der Teilhabe von Peer-Forschenden und weiteren Mitgliedern der Zielgruppe ist die Nachhaltigkeit das Ergebnis, welches an die Zielgruppe zurückfließt. Als mögliche Ergebnisvariablen wurden Interventionen, Programme sowie Einrichtungen oder Anlaufpunkte erwähnt. Nachhaltigkeit könne laut den Interviewten nur dann entstehen, wenn die Zielgruppe von Anfang bis Ende einbezogen werde. Ausschlaggebend war ebenfalls die Motivation der Peer-Forschenden sowie die Bereitschaft der Institutionen, sich der Zielgruppe soweit zu öffnen, damit weitere Projekte aus den Forschungserfahrungen und -ergebnissen entstehen konnten. Hierzu war die Zielgruppe allein nicht fähig, da sie laut Herr Carter „[...] nicht so viel

Lobby [...]“ habe (Herr Carter, S. 6, 321-322). Deshalb benötigte die Zielgruppe Unterstützung. Die Peer-Forschenden nannten eine Vielzahl von Ideen, wie mögliche Anschlussprojekte aussehen könnten. Neben verschiedenen Formen der Ergebnisdarstellung und der Verbreitung auf unterschiedlichen Medienkanälen entstand der Vorschlag, die Ergebnisse nicht nur einem internen Kreis zugänglich zu machen, sondern auch den Institutionen oder Einzelpersonen, die ein thematisches Interesse haben könnten. Frau Stark machte den Vorschlag: „[...], dass man gezielt Gruppen zu sich holt, [...] und sagen, wir haben jetzt diese Studie, einige von uns [...] haben teilgenommen, das sind die Ergebnisse, wir finden es wichtig das in eure Arbeit integriert wird.“ (Frau Stark, S. 10, 513-518). Notwendig hierzu sind laut der Interviewten zudem vor allem finanzielle und personelle Ressourcen. Aufgrund der Bereitschaft für die Zielgruppe aber auch für die Institutionen zu arbeiten und für deren Ziele tätig zu sein, sahen sich die Peer-Forschenden in der Lage, sich für die Nachhaltigkeit und die Zielgruppe einzusetzen.

4.6 Zwischenfazit Ergebnisse

Es ist festzuhalten, dass die Durchführung eines partizipativen Forschungsprojekts mit dem Einsatz von Peer-Forschenden, im Rahmen der Gesundheitsförderung und Prävention verschiedenen Herausforderungen gegenübersteht. Diese umfassen die Struktur der Zielgruppen vor Ort sowie deren Heterogenität im Kontext mit der Rekrutierung. Weiterhin stellen die Projektstruktur, der Forschungsablauf und die jeweiligen Ressourcen die professionellen Akteurinnen und Akteure vor besondere Herausforderungen. In der Ergebnisdarstellung wurde deutlich, dass die Umsetzung der Peer-Forschung unter bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen für alle Beteiligten erfolgreich durchgeführt werden kann. Auch die Rekrutierung von Peer-Forschenden stellte hierbei kein Problem dar. Durch die Beteiligung von Mitgliedern aus vulnerablen Zielgruppen, die unter sozialer Exklusion leiden bestand die Möglichkeit einen exklusiven Zugangsweg zur Zielgruppe zu nutzen, um so an Daten zu gelangen, die auf konventionelle Weise nicht erhoben werden können. Aus den Ergebnissen der Interviews und der Grundlagenliteratur wurden Qualitätskriterien entwickelt, die im folgenden Kapitel dargestellt werden.

5. Qualitätskriterien für die Auswahl und den Einsatz von Peer-Forschenden

Mit dem Ziel des Einsatzes von Peer-Forschenden in partizipativen Projekten der Gesundheitsförderung und Prävention, die auf dem Ansatz der PQ basieren, wurden auf Grundlage der Ergebnisse und der vorliegenden Literatur Qualitätskriterien zur Auswahl von Peer-Forschenden unter den Bedingungen von Vulnerabilität und Exklusion erstellt. Die Qualitätskriterien orientieren sich an den Kernelementen der bisherigen Ergebnisse. Im Sinne der PQ werden durch die Qualitätskriterien die Institutionen und Projekte unterstützt, um für die relevanten Phasen im Projektzyklus systematische und operationelle Orientierungspunkte für die Auswahl und den Einsatz von Peer-Forschenden zu haben. Außerdem ermöglicht die Nutzung von Kriterien eine systematische Reflexion und Evaluation der einzelnen Schritte. Gleichzeitig dient die Entwicklung von Qualität einer Rechtfertigung gegenüber potentiellen Geldgeberinnen und Geldgebern. Qualitätskriterien werden überwiegend dazu genutzt, die Stärken und Verbesserungspotentiale eines Projekts darzustellen (Gold et al. 2012). Außerdem sind sie qualitätsrelevante Merkmale einer Sache oder eines Sachverhaltes, zum Beispiel innerhalb eines Projekts, eines Prozesses oder für ein Produkt (Kolip et al. 2012).

Bei der Formulierung der Qualitätskriterien erfolgte neben den Interviews mit Peer-Forschenden, eine Literaturrecherche bereits vorhandener Kriterien, die im Zusammenhang mit partizipativen Forschungsmethoden erstellt wurden (siehe Kapitel 1. und 2.). Durch Erarbeitung des Interview-Leitfadens, auf Grundlage der recherchierten Literatur und der Ergebnisse aus den Interviews, erfolgte die Formulierung der Qualitätskriterien. Der Vorgang in der vorliegenden Arbeit ist ähnlich der Erstellung verschiedenster Qualitätskriterien im Kontext der Gesundheitsförderung und Prävention oder dem Ansatz der Partizipativen Qualitätsentwicklung. In der Regel kommen zur Erstellung von Qualitätskriterien Expertinnen und Experten zusammen und diskutieren beispielsweise aktuelle Ergebnisse, die aus empirischen Erhebungen hervorgehen (vgl. Wright et al. 2010a; vgl. Gold et al. 2012; vgl. Kolip et al. 2012; vgl. Tempel et al. 2013). Im Rahmen dieser Abschlussarbeit ist dies bisher nicht möglich gewesen. Die Kriterien wurden möglichst allgemein verfasst, um der Verschiedenheit partizipativer Projekte Rechnung zu tragen und eine breite Anwendung zu ermöglichen. Der Grund für diese Allgemeinheit waren die Anforderungen und Bedürfnisse in den verschiedenen Bereichen der Gesundheitsförderung und Prävention, die oft sehr unterschiedlich sind, wodurch erschwert wird einheitliche Qualitätsverfahren anzuwenden (Tempel et al. 2013, S. 12). Eine Formulierung von Indikatoren, die zu den einzelnen Kriterien zugeordnet wurden, erfolgte anhand der ZWERG-Kriterien. Die Indikatoren dienen wie erwähnt der Operationalisierung und zur Zielerreichung (Schaeffer 2010). Ziel der Qualitätskriterien ist eine Systematisierung von Forschungsprozessen, in denen Peer-Forschende eingesetzt werden. Der Einsatz bein-

haltet automatisch eine Reflexion der verschiedenen Prozesse und kann in allen Phasen des Projekts zum Einsatz kommen. Die Kriterien sind in folgende fünf Dimensionen eingruppiert: Qualifikation der Peer-Forschenden, Auswahl und Rekrutierung der Peer-Forschenden, Rahmenbedingungen, Forschungsprozess und geplante Folgen der Peer-Forschung. Sinnvoll ist eine regelmäßige Überprüfung zur Aktualität der Kriterien und Indikatoren. Außerdem ist die stetige Weiterentwicklung und ein fachlicher Austausch mit interessierten Praktikerinnen und Praktikern notwendig. Durch die Qualitätskriterien für die Auswahl und den Einsatz von Peer-Forschenden sollen keine anderen, bereits vorhandenen Kriterien ersetzt werden. Die Bewertung der Kriterien erfolgt durch die Auswahl zwischen Ja und Nein, wobei Ja für die Erfüllung des Kriteriums steht und Nein für einen noch zu erfüllende Aspekt. Eine Einschätzung ist durch verschiedene Personen aus dem Projektteam durchzuführen und sollte vor oder während der Auswahl von Peer-Forschenden erfolgen.

Der Einsatz der Qualitätskriterien kann ebenfalls als eine Art Checkliste für interessierte Personen aus der Zielgruppe dienen. Damit besteht die Chance eine Selbstauswahl von Peer-Forschenden zu unterstützen, indem die Zielgruppenmitglieder sich im Voraus ein Bild zu den Aufgaben als Peer-Forschende machen können.

1. Qualifikation der Peer-Forschenden

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Die Personen sind als Peer-Forschende geeignet.	<ul style="list-style-type: none"> • Die Personen kennen die Zielgruppe und ihre Strukturen (Schlüsselpersonen, Orte des Austauschs, vorhandene Zusammenschlüsse etc.). • Die Personen sind aktiv in der Zielgruppe oder haben eine inhaltliche Verbindung zu der Zielgruppe. • Die Personen sind bereits als Peer-Forschende, Repräsentantinnen und Repräsentanten der Zielgruppe oder in anderen Bereichen (z.B. Ehrenamt, Engagement im Setting) in Erscheinung getreten. 		
Die Rolle der Peer-Forschenden und die Aufgabenbereiche liegen vor.	<ul style="list-style-type: none"> • Eine notwendige Flexibilität in der Rolle und den Aufgaben ist gewährleistet. • Eine Übersicht der Aufgaben liegt den Peer-Forschenden vor. 		
Kriterien zur systematischen Auswahl von Peer-Forschenden liegen vor.	<ul style="list-style-type: none"> • Ein Profil der Peer-Forschenden ist definiert. • Das Setting ist durch das Forschungsprojekt unter Einbezug von Zielgruppenvertreterinnen und -vertretern definiert worden. 		

2. Auswahl und Rekrutierung der Peer-Forschenden

2.1 Vorbereitung

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Identifikation der Zielgruppe durch das Forschungsteam.	<ul style="list-style-type: none"> • Das Setting ist dem Forschungsteam bekannt und es erfolgt eine klare Eingrenzung der Zielgruppe. • Es finden niedrigschwellige Angebote zur Kontaktaufnahme statt (z.B. Informationsveranstaltungen, öffentliche Treffen, Flyer). • Symboliken und Sprachmuster der Zielgruppe werden zur Kontaktaufnahme aufgegriffen. 		
Analyse und geeignete Wege der Ansprache der Zielgruppe hinsichtlich unsichtbarer Mitglieder.	<ul style="list-style-type: none"> • Es ist festgelegt, welche Personen als „unsichtbar“ gelten. • „Unsichtbare“ Mitglieder sind über Multiplikatoren, Schlüsselpersonen oder Institutionen ermittelt. 		
Misstrauen der Zielgruppenmitglieder entgegenwirken.	<ul style="list-style-type: none"> • Institutionen verhalten sich neutral und glaubwürdig. • Vertrauensvoller Zugang auf die potentiellen Peer-Forschenden durch Nutzung der selben Merkmale und Orientierung an der Zielgruppe etc. 		
Ziele sind klar und deutlich definiert.	<ul style="list-style-type: none"> • Informationen zu den Zielen und den Inhalten des Projekts sind erfolgt. 		
Ausgrenzung vermeiden und Vertrauen aufbauen.	<ul style="list-style-type: none"> • Es findet ein offenes und transparentes Auftreten gegenüber den Peer-Forschenden statt. • Das Forschungsteam berücksichtigt die ungewohnte Situation der Peer-Forschenden und plant zeitliche Ressourcen ein. 		
Berücksichtigung emotionaler Situationen in der Zusammenarbeit mit den Peer-Forschenden.	<ul style="list-style-type: none"> • Für die Besprechung sensibler Themen vor und während der Forschungsphase sind Ressourcen vorhanden. 		

2.2 Nutzung vorhandener Ressourcen

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Die Nutzung vorhandener Strukturen in den Settings zur Auswahl und Rekrutierung der Peer-Forschenden wird befolgt.	<ul style="list-style-type: none"> • Eine Übersicht über mögliche Institutionen, Projekte, Eigeninitiativen wurde erstellt. • Multiplikatoren und Schlüsselpersonen werden genutzt. 		
Die Nutzung von Vorerfahrungen aus anderen Projekten etc. erfolgt.	<ul style="list-style-type: none"> • Es werden Erkenntnisse aus anderen Projekte, die Good-Practice Kriterien des Kooperationsverbundes „Gesundheitliche Chancengleichheit“ und Methoden der Partizipativen Qualitätsentwicklung genutzt. 		

2.3 Rekrutierungswege

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Einsatz von Multiplikatoren und Schlüsselpersonen zur Rekrutierung.	<ul style="list-style-type: none"> • Durch den Einsatz von Schlüsselpersonen und Multiplikatoren wird der Zugang zur Zielgruppe ermöglicht und es kann eine breite Streuung von Informationen erreicht werden. • Informationsveranstaltungen werden ausgerichtet. • Auch Schneeballverfahren über Zielgruppenvertreterinnen und -vertreter werden angewendet. 		

2.4 Voraussetzungen

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Die Motivation der Peer-Forschenden ist vorhanden, um an dem Projekt teilzunehmen.	<ul style="list-style-type: none"> • Die Peer-Forschenden verfolgen eine Motivation, die durch persönliche Einstellungen vorangetrieben wird (Thema, Vorteil für die Zielgruppe, eigene Weiterbildungsmöglichkeit etc.). • Die Peer-Forschenden nehmen freiwillig und gewissenhaft an dem Projekt teil. 		

Möglichkeiten und Ressourcen der Peer-Forschenden sind berücksichtigt.	<ul style="list-style-type: none"> • Vorwissen ist erfasst/bekannt und ggf. für Schulungsmodelle berücksichtigt. • Zeitliche und persönliche Möglichkeiten sind in der Projektplanung berücksichtigt. • Ggf. unterstützende Maßnahmen und Hilfen sind vorhanden. 		
--	---	--	--

3. Rahmenbedingungen

3.1 Ressourcen

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Das Projekt verfügt über ausreichend personelle und finanzielle Ressourcen zur Durchführung der Peer-Forschung.	<ul style="list-style-type: none"> • Finanzielle, materielle und personelle Ressourcen sind sichergestellt. • Die Ressourcen sind transparent und plausibel für die Peer-Forschenden dargestellt. • Für die Peer-Forschenden gibt es Ansprechpersonen und regelmäßige Schulungen zu verschiedenen relevanten Themen (Datenschutz, Schweigepflicht, Methoden, Ethik etc.). 		
Es gibt einen gemeinsamen abgestimmten zeitlichen Ablaufplan.	<ul style="list-style-type: none"> • Meilensteine und Ablauf des Projekts sind transparent dargestellt und mit den Peer-Forschenden abgestimmt, bzw. bergen Flexibilität bei abzustimmenden Umplanungen. 		

3.2 Entlohnung

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Die Peer-Forschenden werden für ihre Tätigkeit entlohnt.	<ul style="list-style-type: none"> • Es sind vertragliche Richtlinien für eine Entlohnung vorhanden. • Die Entlohnung findet Akzeptanz vor dem Hintergrund der formulierten Angaben. 		

3.3 Formelle und informelle Vereinbarungen

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Mit den Peer-Forschenden werden zur beidseitigen Absicherung Verträge geschlossen.	<ul style="list-style-type: none"> Die Verträge beinhalten Aspekte der Schweigepflicht, Datenschutz und zur Entlohnung. Es werden Abmachungen zum Forschungsverlauf getroffen und dadurch die Vermeidung falscher Hoffnungen angesprochen. 		

3.4 Partizipation

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Instrumentalisierung vorbeugen und Machtverhältnisse berücksichtigen.	<ul style="list-style-type: none"> Die Stufen der Partizipation sind für die verschiedenen Projektphasen definiert und transparent dargestellt. Die Durchsetzungschancen bzw. die Instrumentalisierungsgefahr durch Dritte sind gemeinsam reflektiert und ggf. Steuerungsmöglichkeiten benannt. 		

4. Forschungsprozess

4.1 Vertrauen und Motivation

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Die Stimmenvielfalt der Zielgruppe wird durch die Peer-Forschenden anerkannt/erfasst.	<ul style="list-style-type: none"> Die Peer-Forschenden identifizieren sich mit der Zielgruppe und werden umgekehrt von der Zielgruppe anerkannt. Auch widersprüchliche und ggf. unerwartete Aussagen werden wahrgenommen. 		
Die Motivation der Peer-Forschenden wird während des Forschungsprozesses aufrechterhalten.	<ul style="list-style-type: none"> Die Peer-Forschenden sind in den verschiedenen Forschungsphasen (Fragestellung, Datenerhebung und -auswertung, Auswahl der partizipativen Instrumente) aktiv beteiligt. 		

Raum zur Reflexion ist vorhanden.	<ul style="list-style-type: none"> • Es wird eine Supervision oder neutrale Moderation angeboten. 		
-----------------------------------	--	--	--

4.2 Kooperationen

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Im Sinne der Forschung erfolgt eine Kooperation mit unterschiedlichen Partnern.	<ul style="list-style-type: none"> • Wissenschaftliche Aspekte finden Berücksichtigung. • Auswahl der Kooperation ist begründet. • Es treten Synergieeffekte für die Beteiligten auf. 		

4.3 Ablauf

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Der Forschungsablauf ist klar strukturiert und transparent.	<ul style="list-style-type: none"> • Das Projekt hat einen konkreten und zielorientierten Arbeitsplan in dem der Einsatz der Peer-Forschenden individuell definiert ist. • Die Peer-Forschenden kennen den Ablauf der Forschungsphase und bestimmen diesen Prozess mit. • Die Datenerhebung durch die Peer-Forschenden ist systematisiert und erfolgt evtl. geschlechts- und kultursensibel. • Die Kontaktwege der Peer-Forschenden zur Zielgruppe sind klar abgestimmt. • Das Sampling erfolgt durch die Peer-Forschenden. • Die genutzten Ansätze sind auf die Zielgruppe abgestimmt. 		

4.4 Besonderheiten während des Forschungsprozesses

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Der Einsatz der Peer-Forschenden erfolgt individuell und flexibel.	<ul style="list-style-type: none"> • Es ist ein professionelles und sachliches Verhalten aller Beteiligten notwendig. • Es erfolgt ein Hinweis auf die Verzerrung der Datenlage (z.B. bei Vorannah- 		

	<p>men, Befragung in den „selben Räumen/Orten“).</p> <ul style="list-style-type: none"> • Weitere Problemlagen der Zielgruppe, die während des Forschungsprozesses sichtbar werden, sind dokumentiert und werden weiterverfolgt. • Ethische Fragen sind im Vorfeld reflektiert und werden im Forschungsprozess angemessen thematisiert. 		
--	---	--	--

4.5 Evaluation

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Die Ziele sind überprüft und erreicht worden.	<ul style="list-style-type: none"> • Die Peer-Forschenden werden an der Evaluation und der Ergebnisdarstellung beteiligt. • Kommunikationsfähigkeit und Dialogbereitschaft muss im Forschungsteam vorhanden sein. • Transparenz der Methoden und Bewertungskriterien ist gewährleistet. 		

5. Geplante Folgen der Peer-Forschung

Kriterium	Indikatoren	Ja	Nein
Sind nachhaltige Prozesse eingeplant?	<ul style="list-style-type: none"> • Den Peer-Forschenden wird ein nachhaltiges Mitspracherecht gewährleistet. • Der Kontakt zu den Peer-Forschenden wird aufrechterhalten. 		
Ergebnisse und Erfahrungen werden zielgerichtet verbreitet und nutzbar gemacht.	<ul style="list-style-type: none"> • Die Darstellung der Ergebnisse ist auf die Zielgruppe abgestimmt und wird in unterschiedlicher Form der Zielgruppe zur Verfügung gestellt. 		
Kompetenzentwicklung der Peer-Forschenden ist angestrebt.	<ul style="list-style-type: none"> • Die Peer-Forschenden wenden die Forschungsmethoden an und setzen sich mit dem gesamten Verlauf auseinander. 		

Abbildung 2: Qualitätskriterien (Eigene Darstellung)

6. Diskussion

Im Folgenden werden die Aspekte der Grundlagenliteratur mit den Ergebnissen der problemzentrierten Interviews diskutiert. Außerdem erfolgt die Beantwortung der Forschungsfrage auf Grundlage der Ergebnisse.

6.1 Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse

Die Nutzung von Peer-Forschung ist national bisher noch selten umgesetzt. Besonders der Einsatz und die Auswahl der Peer-Forschenden wurden noch nicht näher dargestellt, obwohl sie einen wichtigen Aspekt darstellen, bezogen auf die Qualität der partizipativen Forschungsprojekte. Im Rahmen der Interviews wurde deutlich, dass unterschiedliche Aspekte im Einsatz und der Rekrutierung von Peer-Forschenden zu beachten sind. Die Rolle der Peer-Forschenden sollte an bestimmten Kriterien bereits vor dem Beginn des Projekts festgemacht werden, um eine zielgerichtete und systematische Rekrutierung vorzubereiten. Es bedarf einer Vorarbeit auf Grundlage einer Analyse der Zielgruppe sowie der Strukturen des Settings – insbesondere der Machtstrukturen und der Wissensstruktur der Zielgruppenmitglieder. Im Zugang zu den Mitgliedern der Zielgruppe konnte gezeigt werden, welche Bedingungen nötig waren. Die Akzeptanz und Transparenz der Ziele und Vorstellungen zwischen den Institutionen und den Peer-Forschenden sorgten für ein gegenseitiges Vertrauen der Beteiligten. Dieses Vertrauen zielte u.a. darauf ab, einer Instrumentalisierung der Peer-Forschenden und der Zielgruppe vorzubeugen. Außerdem sollte der Instrumentalisierung entgegengewirkt werden, indem die Projekte nachhaltige Konsequenzen erzielen.

Auch die Rahmenbedingungen von partizipativen Forschungsprojekten mit Peer-Forschenden werden individuell im Setting diskutiert. Demnach muss geklärt werden, welche Kompetenzen an potentiellen Peer-Forschenden im Setting vorzufinden sind und wie diese wiederum genutzt werden können bzw. welche Unterstützung kann hierzu angeboten werden kann. Als weitere Aspekte in den Rahmenbedingungen zählten die Vereinbarungen zwischen den Institutionen und den Peer-Forschenden sowie die Entlohnung der Tätigkeit. Laut den Interviewten ist es nötig, eine transparente Darstellung dieser Aspekte zu gewährleisten, um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen.

Als elementarer Teil der Ergebnisse stellte sich das Vorgehen bei der Rekrutierung der Peer-Forschenden dar. Notwendig war dazu die Einhaltung bestimmter Anforderungen. Auch die Transparenz, die für das notwendige Vertrauen der Zielgruppe essentiell ist, bildet einen wichtigen Teil des Rekrutierungsprozesses. Hilfreich waren zudem bestimmte Methoden, die zur Rekrutierung beitragen. Neben den persönlichen und den institutionellen Kontakten konnten auch Informationsveranstaltungen oder niedrigschwellige Angebote den Kontakt zu den Peer-Forschenden ermöglichen. Ein weiterer Aspekt der Rekrutierung war die Motivation

der Peer-Forschenden zur Teilnahme an den Forschungsprojekten. Neben der Freiwilligkeit zur Teilnahme war sie eines der wichtigsten Merkmale. Ebenso war es notwendig, die Motivation im weiteren Verlauf des Projekts aufrechtzuerhalten, da diese einen maßgeblichen Anteil an der Datenerhebung zur Folge haben kann. Durch die Unterstützung der Institutionen und der koordinierenden Personen war es möglich ein Vertrauensverhältnis während des Forschungsprozesses zu festigen. Hilfreich war dies vor allem dafür, dass die Peer-Forschenden bei Fragen, Problemen oder Konflikten, die mit der Datenerhebung zusammenhingen, eine vertrauensvolle Ansprechperson vorfinden konnten. Der Rekrutierungsprozess beinhaltete zudem eine sensible Auswahl der Peer-Forschenden, u.a. mit Berücksichtigung ihrer Kompetenzen. Dies konnte dazu führen, dass auch interessierte Personen aufgrund der Nichterfüllung bestimmter Kriterien vom Forschungsprojekt ausgeschlossen wurden. Gleichzeitig konnte eine Verweigerung von potentiellen Peer-Forschenden beobachtet werden, die aufgrund negativer Erfahrungen im Zusammenhang mit partizipativer Forschung nicht an den Projekten teilnehmen wollten. Für die Rekrutierung müssen selbstverständlich personelle, zeitliche und finanzielle Ressourcen zur Verfügung stehen.

Die Betrachtung des Forschungsprozesses diente dazu, eine Reflexion auf die durchgeführte Rekrutierung zu ermöglichen. Hier wurde dargestellt, welche Möglichkeiten die Peer-Forschenden im Zugang zur Zielgruppe hatten. Außerdem konnten die Kompetenzen der Peer-Forschenden aufgezeigt werden, indem ihre Aufgaben während der Forschungsprozesse beleuchtet wurden. Die Peer-Forschenden hatten demnach einen wichtigen Anteil bei der Datenerhebung und deren Auswertung. Durch die Identifikation der Peer-Forschenden sowie der Institutionen mit der Zielgruppe konnte die Rekrutierung der Studienteilnehmenden ebenfalls gesichert werden. Innerhalb der Organisation eines solchen Projekts dienen Kooperationen zwischen verschiedenen Trägern und Institutionen einem reibungslosen Ablauf. Die verschiedenen Forschungsprojekte brachten ebenfalls Aspekte hervor, die für die fortlaufenden Diskussionen zu beachten sind. So konnte gerade die Rekrutierung von Peer-Forschenden aus vulnerablen Zielgruppen als relativ problemlos aufgezeigt werden. Auch die verschiedenen Interaktionen zwischen den Peer-Forschenden, der Zielgruppe und den Institutionen stellten unterschiedliche Verbesserungspotentiale dar. Deutlich wurde, dass alle Beteiligten in unterschiedlichem Maße einen Nutzen aus der Durchführung der Peer-Forschung mitnehmen konnten. Die PQ bietet zudem die Chance, eine Weiterentwicklung der bisherigen Instrumente zu unterstützen.

6.2 Die Qualifikation der Peer-Forschenden

Als Vorbereitung für die Auswahl von Peer-Forschenden stellt sich zunächst die Frage, welche Personen überhaupt für den Einsatz in einem partizipativen Forschungsprojekt geeignet

sind bzw. in Frage kommen. In den Ergebnissen wurden verschiedene Aspekte deutlich, die sich als Qualifikationen der Peer-Forschenden beschreiben lassen. Eine Qualifikation war das Erfüllen der Merkmale der Zielgruppe und bestenfalls die Zugehörigkeit zu dieser. Somit stellen die Peer-Forschenden eine Expertensicht direkt aus den Lebenswelten der oft als marginalisiert geltenden Betroffenen dar (v. Unger 2014). Von ihnen werden grundsätzlich bestimmte Qualifikationen verlangt, um die Forschung bereichern zu können (v. Unger, Gangarova 2011). So wurde von den Interviewten berichtet, dass bestimmte Kompetenzen vorliegen müssen, wie z.B. praktische Vorerfahrungen im Rahmen von ehrenamtlichen Tätigkeiten oder als Peer-Forschende sowie Kontakte innerhalb der Zielgruppen (ebd.). Durch die aktive Teilhabe der Peer-Forschenden als Partnerinnen und Partner innerhalb des Forschungsprozesses stellte sich jedoch die Frage, ob jede Person trotz der genannten Soft Skills geeignet sein kann – in der Regel werden durch die Peer-Forschenden Tätigkeiten durchgeführt, die ansonsten von ausgebildeten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geleistet werden (Roche, Guta, Flicker 2010). Auch durch die Interviewten, die selbst als Peer-Forschende tätig waren, stellt sich diese Frage. Durch sie wurde darauf hingewiesen, dass Kompetenzen vorliegen müssen, um die Datenerhebung, -auswertung und -bewertung adäquat durchzuführen. Allerdings sind dazu bestimmte Ausschlusskriterien zu formulieren, die im Voraus erstellt werden müssen. Um diese Kompetenzen zu erwerben oder abzugleichen dienten wiederum Schulungen und Workshops in denen partizipative Instrumente erlernt und angewandt werden konnten. Eine vielfältige Mischung von Menschen, mit verschiedenen Kompetenzen, aus den Zielgruppen sollte zudem angestrebt werden (Santos-Hövenner 2014). Für die Projekte war es notwendig, dass die Peer-Forschenden flexibel und individuell an den einzelnen Projektphasen teilnahmen.

Die Qualifikationen ermöglichten den Peer-Forschenden einen bestimmten Zugang sowie Akzeptanz und Sensibilität in der Zielgruppe und im Projektverlauf einen Vorteil für die Zielgruppe. Dem Forschungsprozess hingegen bringen diese Kompetenzen und die Sichtweise der Peer-Forschenden eine höhere Qualität der Daten (Roche, Guta, Flicker 2010). Gleichzeitig besteht die Möglichkeit, anhand der Qualifikationen Kriterien zu erarbeiten, um eine Auswahl der Peer-Forschenden im Sinne der PQ zu systematisieren und zu operationalisieren. Hierbei können die Bedingungen von sozialer Exklusion und Vulnerabilität direkt berücksichtigt werden, wenn unter diesen eine Rekrutierung stattfindet. Eine Definition der Rolle für die Peer-Forschenden und deren Transparenz ist laut Guta et al. (2014a) notwendig, wodurch Missverständnisse während des Forschungsprozesses vorgebeugt werden sollen.

6.3 Auswahl und Rekrutierung der Peer-Forschenden

Die Schwierigkeit, gerade vulnerable Zielgruppen für Projekte der Gesundheitsförderung und Prävention zu erreichen (v. Unger 2014), wird vor allem durch die Heterogenität des Settings Kommune verschärft. Eine ähnliche Situation ergibt sich demnach auch für die Auswahl von Peer-Forschenden. Dabei ist es für die Initiatorinnen und Initiatoren eines partizipativen Forschungsprojekts zunächst wichtig, die Situationen vor Ort zu analysieren, um ein weiteres Vorgehen planen zu können und eine Eingrenzung der Zielgruppe vorzunehmen. In der Zusammenarbeit mit kommunalen Akteurinnen und Akteuren besteht die Möglichkeit, erste Kontakte zu knüpfen, um dementsprechend einen Zugang zu den Zielgruppen zu bekommen (Wright 2012b). Die Strukturen des Settings Kommune können z.B. durch die Unterstützung des Öffentlichen Gesundheitsdienstes oder anderer Einrichtungen für diesen Erstkontakt dienen, wozu eine Werbung für Akzeptanz und Nutzen des Vorhabens erfolgen sollte. Als Resultat kann die Benennung von Schlüsselpersonen erfolgen, die eine Funktion als Türöffner erfüllen und in der Zielgruppe gut vernetzt sowie akzeptiert werden (v. Unger 2014, S. 36). Dieser Status steht nicht nur Personen zu, die formal eine Leitungsposition innehaben, sondern auch Personen ohne formalen Status und institutionelle Anbindung (ebd.). Der erste Zugang zur Zielgruppe erfolgt über die Schlüsselpersonen. Diese stellen selbst eine Möglichkeit für die Position als Peer-Forschenden dar. Das weitere Vorgehen wurde durch die Interviewten als Mund-zu-Mund-Propaganda beschrieben. Die Schlüsselpersonen dienten dazu, Informationen und Vorhaben des Projekts in die Zielgruppe zu tragen und Kontakte zwischen der Zielgruppe und dem Projektteam herzustellen. Die professionellen Akteurinnen und Akteure aus der Kommune spielen also eine entscheidende Rolle im Zugang zur Zielgruppe, wobei die alleinige Schaffung des Zugangs in der Regel nicht ausreicht. Eine wichtige Rolle für die erfolgreiche Rekrutierung von Peer-Forschenden spielen verschiedene Aspekte. Das Vertrauen der Zielgruppenmitglieder in die Schlüsselpersonen und letztendlich in die organisierenden Institutionen des Projekts fungierte als erste Herausforderung. Daher ist es hilfreich, die entstehenden Interessen der Zielgruppenmitglieder zu wecken und zu fördern (Wright, v. Unger, Block 2010a). Gelingen kann dies in einem initiierten Austausch der direkt ermöglicht wird oder in Form von Informationsveranstaltungen o.ä. umgesetzt wird. Im Vordergrund steht hier eine Transparenz über das geplante Vorgehen, die Ziele des Vorhabens und die vorhandenen Ressourcen, um potentielle Peer-Forschende zu informieren und zu gewinnen (vgl. Guta, Flicker, Roche 2010, S. 5 f.). Bezüglich des Vertrauens muss jedoch beachtet werden, dass in kommunalen Strukturen und anderen Settings Machtaspekte eine Rolle spielen, die für ein Vertrauen der Zielgruppe hinderlich sein können. Die Komponente der Macht kann durch den Ansatz der PQ oder durch das „parallel-tracking“ aufgeweicht werden, indem Aspekte des Top-down mit den Sichtweisen der Bevölkerung als Bottom-up

zusammengeführt werden (Wihofszky 2013). Für die Rekrutierung von Peer-Forschenden kann die Offenheit der kommunalen Institutionen hinsichtlich des „parallel-tracking“ eine positive Auswirkung darstellen. In den professionellen Strukturen sollte sich zudem eine kritische Reflexivität entwickeln, um soziale Benachteiligung nicht als Merkmal von Personen oder Gruppe zu sehen, sondern als Ausprägung einer gesellschaftlichen Dynamik (vgl. Wright 2012a, S. 93). Durch die Konfrontation mit den Auswirkungen von traditionellen Experten- und Klientenbeziehungen, die oft eine Entmündigung von hilfeschenden Personen nach sich zieht, kann die Partizipation der Betroffenen maximiert werden (ebd.). Das Stufenmodell der Partizipation dient in diesem Fall ebenfalls als Orientierungspunkt.

Neben der Kooperation mit den Schlüsselpersonen und den kommunalen Akteurinnen und Akteure sind weitere Aspekte im Zugang zur Zielgruppe zu beachten. Der wichtigste Aspekt für die interviewten Peer-Forschenden war ihre eigene Motivation zur Teilnahme an den partizipativen Forschungsprojekten. Dementsprechend wurde davon ausgegangen, dass die Teilnahme von bereits engagierten Personen aus der Zielgruppe als eine der besten Voraussetzungen für die Rekrutierung gesehen wird. Deren Engagement spiegelte sich beispielsweise in ehrenamtlichen Tätigkeiten innerhalb der Zielgruppe wieder. Ein möglicher Motivationsanreiz stellt hingegen die Entlohnung der Peer-Forschenden dar (Guta, Flicker, Roche 2013). Durch diese besteht die Chance, den Peer-Forschenden in ihren jeweiligen Situationen Unterstützung zukommen zu lassen sowie die Wertschätzung ihres Einsatzes zu honorieren (Guta, Flicker, Roch 2010). Ebenso sollten die inhaltlichen Themen einen Anreiz zur Teilnahme darstellen und die Rekrutierung ermöglichen. An diesem Punkt ist jedoch zu beachten, dass bestimmte Erwartungen der Zielgruppe nicht enttäuscht werden und es zu keinen Missverständnissen für die potentiellen Peer-Forschenden kommt. Beeinflussend kann dabei die kontinuierliche Transparenz der Planungsschritte entgegenwirken. Den Peer-Forschenden muss bewusst sein, dass eine Instrumentalisierung der Zielgruppe sowie für sie selbst nicht Ziel des Vorhabens ist (Flicker, Roche, Guta 2010).

Innerhalb der Zielgruppe selbst besteht ebenfalls die Möglichkeit Peer-Forschende auszuwählen. So könnten die Mitglieder der Zielgruppe selbst darüber entscheiden (Guta et al. 2014b). Dafür ist jedoch zuerst die Selbstdefinition der Zielgruppe notwendig, um die Ansicht, dass sie als vulnerable Zielgruppe gelten und dies von Außen an sie herangetragen wird, zu bestätigen oder abzulehnen (ebd.). Es kommt vor, dass sich Personen gar nicht einer Zielgruppe zuordnen können (v. Unger, Gangarova 2011). Entscheidend ist zudem das Setting des Vorhabens, da sich hier Unterschiede in den Strukturen und der Zusammensetzung ergeben. Die Selbstauswahl kann sich bestenfalls durch ein vertrauensvolles Auftreten des Projektteams einstellen. Durch die Auswahl der Projektorganisation können zudem zwangsläufig Entscheidungen getroffen werden, durch die ein Ausschluss von bestimmten Personen ungewollt erfolgt (Guta et al. 2014b). Die Rekrutierung der Peer-Forschenden

kann demzufolge sehr vielseitig sein und sollte die Vielfalt der Zielgruppe widerspiegeln. Der Einbezug kommunaler Akteurinnen und Akteure stellt jedoch ein essentielles Merkmal dar, auf das nicht verzichtet werden darf.

6.4 Rahmenbedingungen der Peer-Forschung

Für den Einsatz von Peer-Forschenden sind verschiedene Vorbereitungen zu treffen. Geschulte Personen aus der Zielgruppe können erfolgreich die Verbindung zwischen vulnerablen Zielgruppen und dem professionellen Sozial- und Gesundheitssystem schaffen (vgl. Wihofszky 2013, S. 185). Nach der Rekrutierung der Peer-Forschenden erfolgte in der Regel die Ausbildung, damit diese den Forschungsprozess durchführen konnten. Dabei mussten dementsprechend personelle Ressourcen vorhanden sein, um die Schulungen durchzuführen. Inhalt der Schulungen waren ethische Aspekte, wie Hinweise zum Datenschutz und zur Schweigepflicht, die im Zusammenhang mit dem Forschungsprozess zu beachten waren. Die Ausbildung gilt als wesentlicher Aspekt für die Vorbereitung der Peer-Forschenden und muss dementsprechend sorgfältig umgesetzt werden (Guta, Flicker, Roche 2013). Wichtig sind hier Personen, die das Vertrauen der Peer-Forschenden aus dem Rekrutierungsprozess mit in die Schulungsphasen übertragen können, um ein respektvolles Arbeiten zu ermöglichen. Neben dem hohen Aufwand der Rekrutierung und den gegenseitigen Lernprozessen, sind die zeitlichen Ressourcen ein weiterer wichtiger Faktor, um die Partizipation als Kern umzusetzen (Bergold, Thomas 2012). Zu bedenken ist auch die Phase des Kennenlernens der Peer-Forschenden und des Forschungsteams. In der Regel erfolgt dies während der Schulungen (Guta, Flicker, Roche 2010). Hilfreich ist generell die Projektplanung im Sinne des PHAC, mit der Festlegung verschiedener Meilensteine. So wurde in diesem Rahmen eine Transparenz von den Peer-Forschenden gefordert, um keine Missverständnisse entstehen zu lassen.

Neben den personellen und zeitlichen Ressourcen sind auch die individuellen Lebenswelten der Zielgruppen zu beachten, die zu einem höheren Zeit- und Arbeitsaufwand führen können (vgl. Wihofszky 2013, S. 184). Gerade die Heterogenität in kommunalen Strukturen und der oft hohen Erwartungen der Geldgeberinnen und Geldgeber sowie die Anwendung der Forschungsmethoden verhalten sich zu den Lebensverhältnisse der Zielgruppe und der Peer-Forschenden konträr (ebd.). Dementsprechend sind diese Rahmenbedingungen für die Projektteams zu beachten. Sinnvoll ist in der Planungsphase der Einsatz des Stufenmodells der Partizipation nach Wright, v. Unger und Block (2010a), um die Möglichkeiten der Partizipation der Peer-Forschenden einzuschätzen und im Verlauf mögliche Steigerungen vorzunehmen.

Auch für den finanziellen Bereich sind Ressourcen bereitzuhalten, da nicht nur die Entlohnung der klassischen Projektarbeit im Vordergrund steht. Für die Peer-Forschenden war es selbstverständlich eine Aufwandsentschädigung oder Entlohnung für ihre Tätigkeiten zu erhalten. Denn diese diente nicht nur dazu, die prekären Lebenslagen der Peer-Forschenden etwas zu entspannen, sondern auch eine Wertschätzung für ihre wichtige Arbeit zu erhalten. Innerhalb der Verträge, die mit den Peer-Forschenden geschlossen wurden, wünschten sich die Interviewten die transparente Festlegung ihrer Tätigkeiten und der Entlohnung, damit innerhalb der Zielgruppe keine Missverständnisse auftraten. Eine Möglichkeit, Missverständnisse entgegen zu wirken, besteht wenn klare Absprachen oder sogar Richtlinien zur Entlohnung erstellt werden (PAN 2014). Die Rahmenbedingungen bilden demnach nicht nur für die Auswahl der Peer-Forschenden eine wichtige Grundlage, sondern sie sichern auch in der Vorbereitung des Forschungsprozesses das Vertrauen der Peer-Forschenden in das Projekt und zeigen der Zielgruppe auf, welche Absichten mit der Forschung verfolgt werden sollen. Letztendlich aber dienen diese Schritte zur Weiterentwicklung der Qualität. Das Qualitätssystem quint-essenz bietet, durch den Kriterienkatalog sowie die verschiedenen zur Verfügung gestellten Instrumente, ebenfalls die Möglichkeit weitere Qualitätskriterien für die Auswahl und den Einsatz von Peer-Forschenden anzuwenden. Die Integration von Gütekriterien aus der Partizipativen Forschung (Bergold, Thomas 2010), von Qualitätskriterien der PGF auf Basis der Qualitätsdimensionen (Wright et al. 2010b), den Leitthemen der ICPHR zur Erarbeitung von Gütekriterien der PGF (Wright 2012b), den Richtlinien für CBPR (Mercer et al. 2008) und dem Qualitätssystem quint-essenz (Kolip et al. 2012) sollten hinsichtlich der Rahmenbedingungen von partizipativen Forschungsprojekten enger in den Blick genommen werden. Zudem stellt die Einbeziehung der Erfahrungen aus anderen Projekten anhand der Good-Practice-Kriterien eine gute Möglichkeit dar, die Auswahl der Partnerinnen und Partner in partizipativen Forschungsprojekten zu erleichtern.

6.5 Forschungsprozess

Der Einsatz von Peer-Forschenden dient in erster Linie dem Zwecke des Forschungsprozesses (Guta, Flicker, Roche 2013) und hat somit eine Auswirkung auf die Qualität des gesamten Projekts, das auf dem lokalen Wissen der Peer-Forschenden und der Zielgruppe aufbaut (Wright et al. 2010a). Die Verbindung zwischen der Zielgruppe und dem Forschungsvorhaben wurde durch die Peer-Forschenden hergestellt. Hierzu benötigten die Peer-Forschenden das Vertrauen und die Akzeptanz der Zielgruppe sowie deren Unterstützung. Ziel des Vertrauensgewinns war es, durch Überzeugungsarbeit und der Transparenz zu dem Vorhaben, einer Instrumentalisierung der Zielgruppe vorzubeugen sowie falsche Hoffnungen zu vermeiden. Für die Peer-Forschenden war es zudem wichtig, dass die Motivation auch während

des Forschungsprozesses aufrechterhalten wurde. Ausschlaggebend waren hierbei die Ansprechpersonen aus dem Forschungsteam sowie die Schulungen, die zudem als Austauschplattform für die Peer-Forschenden untereinander dienten. Aufgrund der oft sensiblen Thematik und der neuen, ungewohnten Situation für die Peer-Forschenden besteht die Möglichkeit einen Austausch in Form von Supervisionen zu initiieren (Guta, Flicker, Roche 2010). Diese können sowohl der Reflexion des Forschungsprozesses dienen als auch eine konstruktive Rückmeldung an die Peer-Forschenden geben (ebd.).

Die konkreten Methoden zum Vorgehen werden zum einen durch die PQ zur Verfügung gestellt. Zum anderen besteht die Nutzung allgemeiner qualitativer oder quantitativer Forschungsmethoden, die dann je nach Fragestellung und Vereinbarung angewendet werden können (v. Unger 2014). Es ist zu entscheiden, ob eine Durchführung in einzelnen Phasen des Forschungsprozesses erfolgt oder der gesamte Forschungsprozess durch die Peer-Forschenden übernommen werden kann (ebd.). Ausschlaggebend sind die Kompetenzen der Peer-Forschenden. Das wurde auch durch die Interviewten befürwortet. Eine Möglichkeit zur Vergewisserung bietet hier erneut der Blick auf die Rekrutierungsphase, in der die Kompetenzen der Peer-Forschenden bereits erfasst werden sollten. Nach der Identifizierung der Zielgruppe durch die Peer-Forschenden, anhand gemeinsam getroffener Absprachen, konnte die Datenerhebung durchgeführt werden. Zu berücksichtigen war hierbei ein respektvoller und möglichst geschlechtersensibler Umgang und Kontakt. Den Peer-Forschenden sowie dem Forschungsteam wurden in dieser Phase eine hohe Flexibilität und verschiedene Entscheidungen abverlangt. Der Grund waren die verschiedenen Bedingungen, die in der Zielgruppe auftauchten. Die Mischung zwischen Skepsis und Vertrauen der Zielgruppe gegenüber den Forschungsprojekten verdeutlichte die Herausforderung der Peer-Forschung. Im Rahmen der Tätigkeiten und in der Reflexion des Forschungsprozesses zeigte sich eine deutliche Kompetenzentwicklung bei den Peer-Forschenden. Ebenso führt die Rolle der Peer-Forschenden zu einem Empowerment (Roche, Guta, Flicker 2010) und zwar nicht nur für die Peer-Forschenden sondern auch für die Zielgruppe. Ebenfalls wird die Effizienz durch den Einsatz der Peer-Forschenden deutlich, denn eben jene stellen nicht nur eine umfangreiche Identifikation der Zielgruppe dar, sondern durchlaufen den Forschungsprozess motiviert und effektiv. Dieser Umstand stellt in der Regel eine große Herausforderung dar, weil generell marginalisierte Gemeinschaften für die Teilnahme oder der Initiierung von Partizipativer Forschung die schlechtesten Voraussetzungen besitzen (Bergold, Thomas 2012, [20]). So kann auch eine partielle Nichteinbeziehung generell zur Verzerrung der Daten führen (ebd.). Trotzdem führten die beschriebenen Projekte mit dem Ansatz der Peer-Forschung zu einer Verbesserung der Datenqualität. Aus der Phase der Datenerhebung kann auch eine Beratung und Hilfe durch die Peer-Forschenden für die Zielgruppe hervorgehen (Guta, Flicker, Roche 2010). Dies wurde durch die Interviewten in Form von Hinweisen auf das Ver-

halten im Kontext der Problemlage beschrieben. Zu berücksichtigen sind Probleme, die im Zusammenhang mit den Situationen der vulnerablen Zielgruppen einhergehen und Hinweise auf mögliche Veränderungen des eigentlichen Ziels darstellen.

Die Datenauswertung und die Ergebnisdarstellung sowie eine Evaluation umfasste ebenfalls die direkte Einbeziehung der Peer-Forschenden. Wozu spezielle Schulungen erfolgten. Besonders in dieser Phase ist es möglich zu reflektieren, in welchem Umfang die Partizipation der Peer-Forschenden gelingen konnte (v. Unger 2014). Bei der Form der Ergebnisdarstellung sollten die Strukturen der Zielgruppe beachtet werden, da sich hier Unterschiede in der Aufnahme der Informationen ergeben können. Dies kann Übersetzungen in verschiedenen Sprachen oder die Wahl der Medienart beinhalten, um die Verbreitung der Ergebnisse höchstmöglich zu gewährleisten. Ein wichtiges Ziel stellte die Nachhaltigkeit der Ergebnisse für die Peer-Forschenden dar. Besonders für die Durchführung weiterer Interventionen oder Untersuchungen sind die Darstellung der Erfahrungen und Ergebnisse hilfreich.

Die Resultate der Interviews ergaben, dass eine Unsichtbarkeit der Zielgruppe von den Interviewten so nicht wahrgenommen wurde. Dies verdeutlicht die unterschiedliche Zusammensetzung der jeweiligen Zielgruppen. Es scheint so, dass demnach vulnerable Communities sich in erster Linie nicht als vulnerabel definieren würden. Jedoch ist die Herangehensweise an ähnliche Zielgruppen schwer, da Ausgrenzungsmechanismen innerhalb der Gruppen, aber auch von außen wirken (Bergold, Thomas 2012). Eine Unsichtbarkeit und der Zugang zur Zielgruppe muss dementsprechend individuell diskutiert werden.

7. Fazit und Ausblick

Dieses Kapitel gibt eine kurze Zusammenfassung der wesentlichen Eckpunkte sowie einen Ausblick hinsichtlich der Praxisrelevanz und der weiteren Forschung.

Die Einbeziehung von vulnerablen Zielgruppen in Projekte der Gesundheitsförderung und Prävention geht mit Vorteilen, aber auch Herausforderungen einher. Bisher erfolgte keine ausführliche Auseinandersetzung mit der Rekrutierung von Peer-Forschenden im Kontext der PQ. Besonders der Zugang zur Zielgruppe wird oft als schwer beschrieben. Peer-Forschende sollen und können diesen Zugang ermöglichen, vorausgesetzt ihnen wird die Möglichkeit geboten. Personen oder Institutionen, die hierzu die nötigen Ressourcen bieten und das Ziel haben, die Menschen in ihrer Lebenswelt zu fördern, um ihre Problemlagen zu bewältigen, können eben diese Chance eröffnen. Für die Legitimation solcher Projekte ist es von Nutzen, die Geldgeberinnen und Geldgeber und alle anderen Beteiligten in diese Prozesse einzubeziehen und dies auf Grundlage der Partizipativen Qualitätsentwicklung aufzubauen. Die Weiterentwicklung hinsichtlich der Qualität im Auswahlprozess von Peer-Forschenden aus einer vulnerablen Zielgruppe, steht in dieser Arbeit im Mittelpunkt.

Als Resultat der Peer-Forschung sind verschiedene Aspekte hervorzuheben. Neben dem Ziel der Nachhaltigkeit sowie der Kompetenzentwicklung und dem Empowerment der Peer-Forschenden und der Zielgruppe tritt deutlich die Besonderheit der Unterschiedlichkeiten in den Settings hervor. Diese Situation stellt die Anwendung von Qualitätskriterien zur Auswahl und den Einsatz von Peer-Forschenden vor das Problem der Vergleichbarkeit. Ein Grund hierfür ist die Heterogenität des Settings Kommune, das nur schwer mit einem anderen Setting zu verbinden ist. Auch die Bedingungen sozialer Exklusion und Vulnerabilität lassen sich meist nicht von einem in das andere Setting übertragen, da diese oft in unabhängiger Ausprägung zueinander stehen. Deutlich wird dies durch die Basis der Ergebnisse dieser Abschlussarbeit, in der Peer-Forschende innerhalb einer Community geforscht haben. Die Begriffe Community, Zielgruppe und Kommune konnten zwar synonym in der Beschreibung verwendet werden, stellen aber hier die Frage an die Praxis, ob die Umsetzung in die verschiedenen Settings so gelingen kann. Trotzdem ist die Relevanz der Qualitätskriterien gerade hinsichtlich einer systematischen Reflexion zu Beginn eines partizipativen Forschungsprojekts als hoch zu erachten. Somit stellte die Qualität der Peer-Forschung einen weiteren Aspekt dieser Arbeit dar, weil die Zusammenarbeit und hier speziell die Auswahl der Peer-Forschenden eine Auswirkung auf alle Projektphasen hat.

Eine Schwierigkeit stellen die bisher nur geringen Erfahrungen mit Peer-Forschung im nationalen Bereich dar. Auch die befristeten Projektlaufzeiten stellen ein Problem für partizipative Forschungsprojekte dar. Hier sollten Ressourcen breiter aufgestellt werden und der Partizipation Raum gelassen werden. Gleiches gilt für die Kreativität der verschiedenen For-

schungsprojekte. Trotz einer Vielzahl von partizipativen Forschungsprojekten im Kontext der Gesundheitsförderung und Prävention ist der Einsatz von Peer-Forschenden aktuell noch überschaubar. Demzufolge findet der Einsatz nur in oft klar strukturierten Communities – mit einem beachtlichen Erfolg – statt. Die Partizipation in kommunalen Strukturen hingegen beruht in der Regel auf die Einbindung der Zielgruppe in einzelnen Phasen des Projekts oder meist in Vorstufen der Partizipation. Es besteht dementsprechend Handlungsbedarf, um in diesem Setting die Zielgruppe nicht nur anzuhören und einzubeziehen, sondern auch Entscheidungsmacht abzugeben und die Zielgruppe mitbestimmen zu lassen. Hinsichtlich der Qualitätssicherung ist ein Einsatz von Peer-Forschenden also zu unterstützen, die in diesem Setting in Folge von sozialer Exklusion einer vulnerablen Zielgruppe zu verorten sind. Für die Identifikation und Rekrutierung besteht durch die entwickelten Qualitätskriterien die Möglichkeit, systematisch und zielorientiert die Bedingungen des Settings abzugleichen und innerhalb oder nach einer Analyse der kommunalen Strukturen die Auswahl der Peer-Forschenden vorzunehmen. Dieses Vorhaben soll in einem Forschungsprojekt („Eltern fragen Eltern“) zur Bedarfsermittlung für integrierte kommunale Gesundheitsstrategien erprobt werden, indem Eltern aus zwei kommunalen Fallstudien als Peer-Forschende ausgebildet werden, um andere Eltern zu dem Übergang in die Kindertagesbetreuung zu befragen. Dies bietet die Möglichkeit, die Kriterien auf Praxistauglichkeit zu testen. Ebenso werden die Ergebnisse dieser Abschlussarbeit innerhalb eines Workshops zur „Partizipativen Gesundheitsforschung – Gesundheitliche Chancengleichheit gemeinsam erreichen“ auf dem Kongress „Armut und Gesundheit“ im März 2015 in Berlin diskutiert. Dementsprechend werden weitere Diskussionspunkte aufgegriffen, um eine Weiterentwicklung der Qualitätskriterien vorsehen zu können, wie z.B. die Möglichkeit einer Nutzung der Kriterien als Checkliste für interessierte Personen aus der Zielgruppe. Die Frage der Praxistauglichkeit solcher Kriterien ist ebenfalls zu diskutieren. So ist davon auszugehen, dass eine Ausweitung des bisherigen, hohen dokumentarischen Aufwands eher skeptisch betrachtet wird. Dementsprechend sollte eine Sensibilisierung gegenüber den Institutionen und den Projektteams erfolgen und der Aspekt der Qualitätsentwicklung verdeutlicht werden.

Der Effekt durch den Einsatz von Peer-Forschenden zielt nicht nur auf die Auswirkungen für die eine Zielgruppe im Setting. Es geht mehr um die Verallgemeinerung und Sichtbarmachung gesellschaftlicher Problemlagen, mit dem Ansatz der Problemlösung durch die Zielgruppe selbst. Die Peer-Forschung kann Perspektiven ermöglichen, die durch keine andere Methode dargestellt werden kann. Sie ist eine Möglichkeit, durch die gesundheitliche und soziale Chancengleichheit entstehen kann.

8. Literaturverzeichnis

- Arnstein, S. R. (1969):** A Ladder of Citizen Participation. http://lithgow-schmidt.dk/sherry-arnstein/ladder-of-citizen-participation_en.pdf, Zugriff: 12.11.2014
- Bär, G.; Böhme, C.; Reimann, B. (2009):** Kinder- und jugendbezogene Gesundheitsförderung im Stadtteil. Difu-Arbeitshilfe. Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik
- Bergold, J.; Thomas, S. (2010):** Partizipative Forschung. In: Mey, G.; Mruck, K. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 333-344
- Bergold, J.; Thomas, S. (2012):** Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1201302>, Zugriff: 21.09.2014
- Brandes, S.; Schaeffer, I. (2013):** Partizipative Evaluation in Praxisprojekten. Chancen und Herausforderungen. In: Prävention und Gesundheitsförderung, 3, S. 132-137
- Bittlingmayer, U. H.; Bauer, U.; Richter, M.; Sahrai, D. (2010):** Die Über- und Unterschätzung von Raum in Public Health. – Überlegungen zur räumlichen Dimension gesundheitlicher Ungleichheit. In: Articus, S.; Beckmann, K. J.; Breckner, I.; Klages, H.; Reichard, C.; Stern, K.; Thalgott, C. (Hrsg.): Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften, 48 Jahrgang, II, Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik, S. 21-34
- DeGEval (2008):** Standards für Evaluation. <http://www.alt.degeval.de/calimero/tools/proxy.php?id=19074>, Zugriff: 16.09.2014
- Eichhorn, C.; Nagel, E. (2009):** Fotodokumentation. Partizipative Analyse- und Evaluationsinstrument für Gesundheitsförderung im Setting. In: Prävention und Gesundheitsförderung, 4, S. 207-216
- Flick, U. (2012):** Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Flicker, S.; Roche, B.; Guta, A. (2010):** Peer-Research in Action III: Ethical Issues. http://www.wellesleyinstitute.com/wp-content/uploads/2011/02/Ethical_Issues_WEB.pdf, Zugriff: 04.10.2014
- Frehner, P.; Pflug, D.; Weinand, C.; Wiss, G. (2004):** Wissensbox. Projects funtasy. http://www.funtasy-projects.ch/Dokumentation/05_wissensbox.pdf, Zugriff: 04.09.2014
- Gesundheit Berlin-Brandenburg (2012):** Gesundheitsförderung und Prävention rund um die Geburt. Ein integrierter Handlungsleitfaden. <https://www.gesundheitliche-chancengleichheit.de/pdf.php?id=6114b768e542e0efb545d930d8a39c1a>, Zugriff: 23.09.2014

- Goeke, S.; Kubanski, D. (2012):** Menschen mit Behinderungen als GrenzgängerInnen im akademischen Raum – Chancen partizipatorischer Forschung. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1782/3303>, Zugriff: 24.09.2014
- Gold, C. Bräunling, S.; Geene, R.; Kilian, H.; Sadowski, U.; Weber, A. (2012):** Aktiv werden für Gesundheit – Arbeitshilfen für Prävention und Gesundheitsförderung im Quartier. Heft 5. Berlin: Gesundheit Berlin-Brandenburg
- Gold, C. Bräunling, S.; Geene, R.; Kilian, H.; Sadowski, U.; Weber, A. (2014):** Aktiv werden für Gesundheit – Arbeitshilfen für kommunale Prävention und Gesundheitsförderung. Heft 1. Berlin: Gesundheit Berlin-Brandenburg
- Gold, C.; Lehmann, F. (2012):** Gesundes Aufwachsen für alle! Anregungen und Handlungshinweise für die Gesundheitsförderung bei sozial benachteiligten Kindern, Jugendlichen und ihren Familien. Köln: BZgA
- Guta, A.; Flicker, S.; Roche, B. (2010):** Peer Research in Action: Management, Support and Supervision. http://www.wellesleyinstitute.com/wp-content/uploads/2011/02/Management_Support_and_Supervision_WEB.pdf, Zugriff 01.10.2014
- Guta, A.; Flicker, S.; Roche, B. (2013):** Governing through community allegiance: a qualitative examination of peer research in community-based- participatory research. <http://www.tandfonline.com/doi/pdf/10.1080/09581596.2012.761675>, Zugriff: 26.09.2014
- Guta, A.; Flicker, S.; Travers, R.; St. John, A.; Worthington, C.; Wilson, C.; Bungay, V.; Greene, S. (2014a):** HIV CBR Ethics Fact Sheet #8: Supporting Peer Research Assistant. Improving the Accessibility of Research Ethics Boards for HIV Community-Based Research in Canada. http://www.hivethicscbr.com/documents/HIVCBREthics_FactSheet08.pdf, Zugriff: 01.10.2014
- Guta, A.; Travers, R.; Flicker, S.; Gaudry, S.; Binder, L.; Wilson, M.; Marshall, Z.; Lavallee, L.; Oliver, V. (2014b):** HIV CBR Ethics Fact Sheet #2: Recruiting hard to reach individuals and communities in CBR. Improving the Accessibility of Research Ethics Boards for HIV Community-Based Research in Canada. http://hivethicscbr.com/documents/HIVCBREthics_FactSheet02.pdf, Zugriff: 25.09.2014
- Häußermann, H.; Siebel, W. (2001):** Integration und Segregation – Überlegungen zu einer alten Debatte. http://www.difu.de/system/files/archiv/publikationen/dfk/1_haeussermann.pdf, Zugriff 17.02.2015

- Hensen, G.; Hensen, P. (2013):** Gesundheitsförderung von Kindern und Jugendlichen als kommunale Aufgabe. In: Luthe, E.-W. (Hrsg.): Kommunale Gesundheitslandschaften. Wiesbaden: Springer, S. 225-242
- Israel, B. A.; Schulz, A. J.; Parker, E. A.; Becker, A. B. (1998):** Review of community-based research: Assessing partnership approaches to improve public health. In: Annual Review of Public Health, 19, S. 173-202
- Israel, B. A.; Schulz, A. J.; Parker, E. A.; Becker, A. B.; Allen, A. J.; Guzman, J. R. (2003):** Critical issues in developing and following community-based participatory research principles. In: Minkler, M.; Wallerstein, N. (Hrsg.): Community-based participatory research for health: from process to outcomes. San Francisco: Jossey-Bass, S. 56-73
- Jakarta-Erklärung (1997):** Die Jakarta-Erklärung zur Gesundheitsförderung für das 21. Jahrhundert. <http://dngfk.de/datei/download/8767c566-ee58-11e2-ba66-c8600054bd64>, Zugriff: 29.01.2015
- Jordan, S.; von der Lippe, E. (2012):** Angebote der Prävention – Wer nimmt teil? http://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GBEDownloadsK/2012_5_Praevention.pdf?__blob=publicationFile, Zugriff: 17.02.2015
- Kaba-Schönstein, L.; Gold, C. (2011):** Gesundheitsförderung und soziale Benachteiligung. Leitbegriffe der Gesundheitsförderung. <http://www.leitbegriffe.bzga.de/alphabetisches-verzeichnis/gesundheitsfoerderung-und-soziale-benachteiligung/?uid=9aabdcdbd24fc2cc22c47205c7eef648d&marksuchwort=1>, Zugriff: 06.09.2014
- Kilian, H. (2012):** Integrierte kommunale Strategien als Beitrag zur Verbesserung gesundheitlicher Chancengleichheit für Kinder und Jugendliche. <https://www.gesundheitliche-chancengleichheit.de/pdf.php?id=b5cb6467764dec2605d6275669ee44d1>, Zugriff: 30.01.2015
- Kilian, H.; Gold, C.; Lehmann, F. (2010):** Good-Practice-Kriterien als partizipatives Instrument der Qualitätsentwicklung. In: Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 93-106
- Kilian, H.; Wright M. T. (2012):** Partizipation in der Gesundheitsförderung. In: Gold, C.; Lehmann, F.: Gesundes Aufwachsen für alle! Anregungen und Handlungshinweise für die Gesundheitsförderung bei sozial benachteiligten Kindern, Jugendlichen und ihren Familien. Köln: BZgA, S. 76-83
- Kolip, P.; Müller, V. E. (2009):** Evaluation und Qualitätsentwicklung in Gesundheitsförderung und Prävention: Zentrale Fragen, vielfältige Antworten. In: Kolip, P.; Müller, V.E. (Hrsg.): Qualität von Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 7-20

- Kolip, P.; Ackermann, G.; Ruckstuhl, B.; Studer, H. (2012):** Gesundheitsförderung mit System. quint-essenz – Qualitätsentwicklung in Projekten der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber
- Kronauer, M. (2010):** Die neue soziale Frage: Ausgrenzung in der Großstadt heute. In: Keupp, H.; Rudeck, R.; Schröder, H.; Seckinger, M.; Straus, F.: Armut und Exklusion. Gemeindepsychologische Analysen und Gegenstrategien. Tübingen: dgvt, S. 15-26
- Landesgesundheitsamt Baden-Württemberg (LGA BW) (2012):** Gesund aufwachsen und leben in Baden-Württemberg. Handbuch zur kommunalen Gesundheitsförderung. Stuttgart: Landesgesundheitsamt Baden-Württemberg
- Lehmann, F.; Köster, M.; Brandes, S.; Bräunling, S.; Geene, R.; Kaba-Schönstein, L.; Killian, H.; Linden, S.; Wehen, M.; Reker, N. (2011):** Kriterien guter Praxis in der Gesundheitsförderung bei sozial Benachteiligten. Ansatz – Beispiele – Weiterführende Informationen. Köln: BZgA
- Loss, J.; Eichhorn, C.; Gehlert, J.; Donhauser, J.; Wise, M.; Nagel, E. (2007):** Gemeindefnahe Gesundheitsförderung – Herausforderung an die Evaluation. In: Gesundheitswesen, 69, S. 77-87
- May, M. (2008):** Partizipative Projektentwicklung im Sozialraum. In: May, M.; Alisch, M. (Hrsg.): Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen. Opladen: Budrich
- Mercer, S. L.; Green, L. W.; Cargo, M.; Potter, M. A.; Daniel, M.; Olds, R. S.; Reed-Gross, E. (2008):** Reliability-Tested Guidelines for Assessing Participatory Research Projects. In: Minkler, M.; Wallerstein, N. (Hrsg.): Community-based participatory research for health: from process to outcomes. San Francisco: Jossey-Bass, S. 407-433
- Mossakowski, K.; Süß, W.; Trojan, A. (2009):** Partizipative Ansätze in der gemeindenahen Gesundheitsförderung. Stufen der Partizipation und Beispiele aus einem Wissenschaftsprojekt in der Hamburger Lenzsiedlung. In: Prävention und Gesundheitsförderung, 3, S. 184-194
- PAN (Pacific AIDS Network) (2014):** CBR Tips. Compensating Peer Researchers. <http://pacificaidnetwork.org/wp-content/uploads/2014/06/CBR-Tips-Compensating-Peer-Researchers-Pacific-AIDS-Network-Final.pdf>, Zugriff: 25.09.2014
- Przyborski, A.; Wohlrab-Sahr, M. (2010):** Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg
- Reimann, B.; Böhm, C.; Bär, G. (2010):** Mehr Gesundheit im Quartier. Prävention und Gesundheitsförderung in der Stadtteilentwicklung. Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik

- Roche, B; Guta, A.; Flicker, S. (2010):** Peer Research in Action I: Models of Practice. http://www.wellesleyinstitute.com/wp-content/uploads/2011/02/Models_of_Practice_WEB.pdf, Zugriff: 03.08.2014
- Rosenbrock, R. (2010):** Partizipative Qualitätsentwicklung – um was geht es. In: Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 9-12
- Russo, J.; Fink, T. (2003):** Stellung nehmen. Obdachlosigkeit und Psychiatrie aus den Perspektiven der Betroffenen. Berlin: Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband Berlin
- Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen (SVR) (2001):** Bedarfsgerechtigkeit und Wirtschaftlichkeit. http://www.svr-gesundheit.de/fileadmin/user_upload/Gutachten/2000-2001/kurzf-de00.pdf, Zugriff: 18.12.2014
- Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen (SVR) (2005):** Koordination und Qualität im Gesundheitswesen. <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/15/056/1505670.pdf>, Zugriff 30.01.2015
- Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen (SVR) (2007):** Kooperation und Verantwortung – Voraussetzungen einer zielorientierten Gesundheitsversorgung. <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/16/063/1606339.pdf>, Zugriff: 27.01.2015
- Santos-Hövenner, C.; Marcus, U.; Koschollek, C.; Oudini, H.; Wiebe, M.; Ouedraogo, O. I.; Mayamba, P.; M'bayo, R.; Sanogo, A.; Bakambamba, A.; Gangarova, T.; Hamouda, O.; Dierks, M.-L.; Krause, G. (2014):** Konzeption einer Studie zu sexueller Gesundheit bei in Deutschland lebenden Afrikanern. Ein partizipativer Prozess. In: Prävention und Gesundheitsförderung, Onlineveröffentlichung, S. 1-8
- Schaeffer, I. (2010):** Leitfaden Goal Attainment Scaling – Zielerreichungsskalen. https://www.lzg.nrw.de/_media/pdf/gesundheitschuetzen/praevention/bewegungsfoerderung/leitfaden60/S_98_1.pdf, Zugriff: 22.02.2015
- Seifer, S. D. (2006):** Building and Sustaining Community-Institutional Partnerships for Prevention Research: Findings from a National Collaborative. http://depts.washington.edu/ccph/pdf_files/JUH-ASPHCDC.pdf, Zugriff: 12.09.2014
- Springett, J.; Wright, M. T.; Roche, B. (2011):** Developing Quality Criteria for Participatory Health Research: An Agenda for Action. <http://bibliothek.wzb.eu/pdf/2011/i11-302.pdf>, Zugriff: 10.09.2014
- Strauss, A.; Corbin, J. (1996):** Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Aus dem Amerikanischen von S. Niewiarra und H. Legewie. Weinheim: Beltz

- Süß, W.; Trojan, A. (2012):** Qualitätskriterien und Qualitätsanforderungen für integrierte Handlungskonzepte am Beispiel des sozialräumlich angelegten Präventionsprogramms „Lenzgesund“ in einem benachteiligten Quartier in Hamburg-Eimsbüttel. In: Gold, C.; Lehmann, F.: Gesundes Aufwachsen für alle! Anregungen und Handlungshinweise für die Gesundheitsförderung bei sozial benachteiligten Kindern, Jugendlichen und ihre Familien. Köln: BZgA, S. 92-100
- Tempel, N.; Bödeker, M.; Reker, N.; Schaeffer, I.; Klärs, G.; Kolip, P. (2013):** Qualitätssicherung von Projekten zur Gesundheitsförderung in Settings. Ein Kooperationsprojekt der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung und der Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld. Köln: BZgA
- Thomas, S. (2010):** Exklusion und Selbstbehauptung. Wie junge Menschen Armut erleben. Frankfurt: Campus
- Töpich, J; Linden, S. (2010):** Qualitätssicherung, Qualitätsentwicklung, Qualitätsmanagement.
<http://www.bzga.de/leitbegriffe/?uid=a546ba2ec1edbf2a1877ead554c453d3&id=angebote&idx=199>, Zugriff: 28.01.2015
- Trojan, A.; Süß, W. (2010a):** Gemeindeorientierung. Leitbegriffe der Gesundheitsförderung.
<http://www.leitbegriffe.bzga.de/alphabetisches-verzeichnis/gemeindeorientierung/?uid=e0ae896e9250e85b320e2960aacb37a6&marksuchwort=1>, Zugriff: 06.09.2014
- Trojan, A.; Süß, W. (2010b):** Gesundheitsbezogene Gemeinwesenarbeit. Leitbegriffe der Gesundheitsförderung.
<http://www.leitbegriffe.bzga.de/alphabetisches-verzeichnis/gesundheitsbezogene-gemeinwesenarbeit/?uid=e0ae896e9250e85b320e2960aacb37a6&marksuchwort=1>, Zugriff: 06.09.2014
- v. Unger, H. (2014):** Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer
- v. Unger, H., Gangarova, T. (2011):** PaKoMi Handbuch. HIV-Prävention für & mit Migrant/inn/en. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe
- v. Unger, H.; Gangarova, T.; Ouedraogo, O.; Flohr, C.; Spennemann, N.; Wright, M. T. (2013):** Stärkung von Gemeinschaften: Partizipative Forschung zu HIV-Prävention mit Migrant/innen. In: Prävention und Gesundheitsförderung, 3, S. 171-180
- Wegscheider, K. (2008):** Patientenorientierung bei der Erforschung chronischer Krankheiten – eine (nicht nur) methodische Herausforderung.
http://www.fdst.de/w/files/aktuellpresse/wegscheider_april_2008_erkner_patientenorientierung.pdf, Zugriff: 03.10.2014

- WHO (1986):** Ottawa-Charta zur Gesundheitsförderung. http://www.euro.who.int/_data/assets/pdf_file/0006/129534/Ottawa_Charter_G.pdf?ua=1, Zugriff: 24.01.2015
- Wihofszky, P. (2013):** Die Praxis der Gesundheitsförderung zwischen Top-down und Bottom-up. Ansätze partizipativen Planens und Forschens in der Konzeptentwicklung. In: Prävention und Gesundheitsförderung, 8, S. 181-190
- Witzel, A. (1985):** Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, G. (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfehler. Weinheim: Beltz, S. 227-255
- Witzel, A. (2000):** Das problemzentrierte Interview [25 Absätze]. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/%201132/2519>, Zugriff: 18.11.2014
- Wright, M. T. (2012a):** Partizipation in der Praxis: die Herausforderung einer kritisch reflektierten Professionalität. In: Rosenbrock, R.; Hartung, S. (Hrsg.): Handbuch Partizipation und Gesundheit. Bern: Huber, S. 91-101
- Wright, M. T. (2012b):** Partizipative Gesundheitsforschung als wissenschaftliche Grundlage für eine partizipative Praxis. In: Rosenbrock, R.; Hartung, S. (Hrsg.): Handbuch Partizipation und Gesundheit. Bern: Huber, S. 418-428
- Wright, M. T. (2013):** Was ist Partizipative Gesundheitsforschung? Positionspapier der International Collaboration for Participatory Health Research. In: Prävention und Gesundheitsförderung, 8, S. 122-131
- Wright, M. T.; Block, M.; Kilian, H.; Lemmen, K. (2013):** Förderung von Qualitätsentwicklung durch Partizipative Gesundheitsforschung. In: Prävention und Gesundheitsförderung, 3, S. 147-154
- Wright, M. T.; Block, M.; v. Unger, H. (2009):** Partizipative Qualitätsentwicklung. In: Kolip, P.; Müller, V. E. (Hrsg.): Qualität von Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 157-175
- Wright, M. T.; Block, M.; v. Unger, H. (2010a):** Partizipation in der Zusammenarbeit zwischen Zielgruppe, Projekt und Geldgeber/in. In: Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 75-91
- Wright, M. T.; Block, M.; v. Unger, H. (2010b):** Forschungshintergrund. In: Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 245-280
- Wright, M. T.; Block, M.; v. Unger, H.; Kilian, H. (2010a):** Partizipative Qualitätsentwicklung – eine Begriffsbestimmung. In: Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 13-32

- Wright, M. T., Kilian, H., Brandes, S. (2013):** Praxisbasierte Evidenz in der Prävention und Gesundheitsförderung bei sozial Benachteiligten. In: Gesundheitswesen, 75, S. 380-385
- Wright, M. T.; Lemmen, K. (2010):** Das Qualitätskolloquium. In: Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 171-190
- Wright, M. T.; Roche, B.; v. Unger, H.; Block, M.; Gardner, B. (2010b):** Zur Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Fundierung der Partizipativen Gesundheitsforschung. In: Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 221-232
- Wright, M. T.; v. Unger, H.; Block, M. (2010a):** Partizipation der Zielgruppe in der Gesundheitsförderung und Prävention. In: Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 35-52
- Wright, M. T.; v. Unger, H.; Block, M. (2010b):** Lokales Wissen, lokale Theorie und lokale Evidenz für die Prävention und Gesundheitsförderung. In: Wright, M. T. (Hrsg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber, S. 53-74

Erklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die Masterarbeit selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel und Quellen benutzt habe.

Ich bin damit einverstanden, dass meine Masterarbeit in der Bibliothek bereitgestellt wird.

Datum, Unterschrift

Interview-Leitfaden

Vielen Dank, dass sie sich für ein Interview bereit erklärt haben. In meiner Masterarbeit untersuche ich die Möglichkeiten des Zugangs zu schwer erreichbaren Zielgruppen/ Communities (low SES, ethnische Minderheiten, Alleinerziehende) innerhalb partizipativer Forschungsprojekte. Genauer möchte ich gerne wissen, welche Kriterien vorliegen müssen, damit auch Peer-Forschende aus diesen Zielgruppen gewonnen werden können.

Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten!

Motivation

1. Sie haben als ein/e Peer-Forscher/in an einem partizipativen Forschungsprojekt teilgenommen, wie kam es dazu? Erzählen sie bitte einfach mal.
2. Wie erfolgte die Kontaktaufnahme zu ihnen?
3. Welche Absichten oder welche Motivation haben sie verfolgt, als sie sich zur Teilnahme entschlossen haben?
4. Spielten Vertrauen, z.B. zu Personen aus dem Forschungsteam oder andere Aspekte eine Rolle, die sie zur Teilnahme ermutigten?
5. War ihnen bekannt was sich hinter Peer-Research verbirgt?
 - a. **Wenn ja**, was verstehen sie unter Peer-Research?
 - b. **Wenn nein**: Wenn sie auf das Projekt zurückblicken, was verstehen sie unter Peer-Research?
6. Welchen Nutzen sehen sie in der Peer-Research?

Rahmenbedingungen

7. In welcher Form konnten sie sich in dem Projekt einbringen? Was haben sie gemacht?
8. Welche Bedingungen müssen ihrer Meinung nach vorliegen, um an einem solchen Forschungsprojekt teilzunehmen?
 - a. Welche Anreize können gegeben werden (zB Entlohnung)?
 - b. Sollten formelle Vereinbarungen getroffen werden?
9. Wie wurden sie über das Forschungsprojekt aufgeklärt und vorbereitet?
 - a. Fanden fortlaufend Schulungen statt?
 - b. Gab es feste Ansprechpartner/innen?
10. Was stellen sie sich unter der Teilhabe an einem Forschungsprojekt vor?
 - a. Welche Vorteile könnte eine solche Teilhabe von „Nichtwissenschaftlern“ haben?
 - b. Und welche Nachteile?
11. Was denken sie, war das Entscheidende an dem Forschungsprojekt und dessen Erfolg/ Ergebnisse?

- a. Welchen Anteil hatte dabei der Peer-Research Ansatz/ die Partizipative Forschung?
12. Welche Aspekte sind ihrer Meinung nach zu berücksichtigen, um Peer-Forschende und Mitglieder der Community/ Zielgruppe nicht zu instrumentalisieren?

Rekrutierung

13. Was denken sie könnte dazu führen, dass auch Personen die schwer zu erreichen sind, und zudem aus marginalisierte/vulnerable Gruppen kommen, als Peer-Forschende tätig werden?
14. Wie können („unsichtbare“) Personen aus der Community/ Zielgruppe als Peer-Forschende erreicht werden?
- (die bisher nur gering oder gar nicht in Erscheinung getreten sind, die nicht an öffentlichen Institutionen angebunden sind oder sich bisher nicht engagiert haben)?
15. Welche konkreten Schritte müssen hierbei ihrer Meinung nach beachtet werden?
16. Wie erfolgte dann durch sie die Rekrutierung der Teilnehmer/innen aus der Zielgruppe für die Studie?
17. Haben sie von Problemen gehört, die das Projekt bei der Rekrutierung von Peer-Forschenden im Voraus hatte?
18. Gab es von ihrer Seite aus irgendwelche Konflikte im Laufe des Projekts im Zusammenhang mit der Peer-Forschung oder innerhalb des Forschungsteams?

Codesystem

Prozess der Peer-Forschung
Rahmenbedingungen der Peer-Forschung
Vertrauen als Kern
Vertrauen durch Bekanntheit
Vertrauen als Grundbasis
Unbewusstes Vertrauen
Vertrauen gewinnen
Vertrauen durch gemeinsame Identität
Teilnahme auch ohne Vertrauen
Vertrauen beugt Instrumentalisierung vor
Kompetenzen berücksichtigen
Vorerfahrung als Peer-Forschende
Transformation von Ehrenamt zu Peer-Forscher
Sensibilisiert
Unterwegs
Bewusstsein
Fokus auf HIV
Benötigung von Grundkenntnissen
Selektion nach Kompetenz
Kompetenzen scheitern
Vereinbarungen
Datenschutz
Formelle Vereinbarung
Formelle Vereinbarung um sich zu verlassen
Entlohnung
Missbrauch als Einnahmequelle
Entlohnung an zweiter Stelle
Entlohnung auf gleicher Basis
Rolle der Peers
Herkunft der Peers
Herkunft als Indikator zur Teilnahme
Positionen vor der Forschung
Aktive Mitglieder der Community
Zugehörigkeit aus allen Schichten
Partizipative Vorerfahrung
Thematische Vorerfahrung
Vorteil durch bisherige Position
Akademisierung als Grundlage
feste Position inne gehabt
bunte Mischung der Peers
Aufmerksamkeit
Verschiedene Sichtweisen als Peer
Identifikation in der Arbeit zu HIV
Individuen setzen sich ein
Überzeugungsarbeit

Zielgruppe soll profitieren
Einsatz für die Community zur Nachhaltigkeit
Akzeptanz als Peer
Transparenz erzeugen
Transparenz durch Mitglieder der Community
Fremden wird nicht vertraut
Kein Zugang als Außenstehender
Verhältnis Peer zu Community
Leichter Zugang
Zugang zur Community vorhanden
Auf Verständnis der Community hoffen
Instrumentalisierung
Instrumentalisierung als Endprodukt?
Transparenz um Instrumentalisierung vorzubeugen
Instrumentalisierung aufdecken
Forschen der Forschung wegen
Instrumentalisierung befürchtet
Instrumentalisierung abhängig von fehlender Nachhaltigkeit
Vertrauen beugt Instrumentalisierung vor
Rekrutierung der Peers
Vorbereitung
Einbeziehung der richtigen
Transparenz
Transparenz zum Ausschluss von Unstimmigkeiten
Transparenz über zeitliche und finanzielle Ressourcen
Rekrutierungsmethoden
Rekrutierung über Institutionen
Anwerbung durch Bekannte, Freunde
Aktive Nachfrage zur Teilnahme
Wunsch der Teilnahme
Netzwerk als Zugang
Wertschätzung der Teilnahme
Einbezug von Personen in prekären Lagen
Werbung für das Projekt
Motivation
Motivation zur Teilnahme
Privat und berufliche Gründe
Vorhandene Motivation
Lust identifizieren
Interessiert und Engagiert
Motivation durch Interesse
Verstehen wollen als Motivation
Selbstlos
Rolle vorerst egal
Unvorbereitet als Peer
Umfangreiche Werbung
Entlohnung als formeller Akt
Begeisterung

Erfahrungen sammeln
Freiwillige Teilnahme
Motivation durch Druck des Arbeitsmarktes
Erfahrung als Peer zur Ausbildung einer Kompetenz
Fortführung gewünscht
Wunsch und Erfüllung
Motivation der Peers
Community und HIV verstehen
Motivation mehr zu tun als nur den Job
Motivation nicht ganz zu identifizieren
Entlohnung als Motivation
Tätig weit über den Anforderungen
Unermüdlich engagiert
Austausch zur Motivation
Vertrauen
Teilhabe durch Vertrauen
Aufklärung als Zugang
Informelle Abmachung
Erreichbar durch Vertrauen
Verweigerung und Ausschluss
Ausschlusskriterien für die Peers
Grund für "Verweigerung"
Ablehnung weil enttäuscht
Personelle Ressourcen
Schlüsselpersonen als Multiplikatoren
Vorhandene personelle Ressourcen
Forschungsprozess und Organisation
Ablauf der Forschung
Vorgabe der Forschungsfrage
Externe Fragebogenerstellung
Unterschiedliches Design
Flexibler Methodeneinsatz individuell
Rahmenbedingungen der Community klären
Start durch Motivation
Schulung zur Vorbereitung
Informationen als Vorbereitung
Ethisches Training
Vorbereitung zur Forschung
Einfluss durch Rolle in der Befragung
Ausgewogenheit der Fragebogenanzahl
Auswertung ohne Peers
Ergebnisse werden vorgestellt
Pilotprojekt als Übung
Reflexion des Forschungsprozess
Respekt und auf Augenhöhe forschen
Ständige Begleitung
Langer Prozess
Während des Forschungsprozesses

Heterogene Stichprobe
Jeder auf dem gleichen Stand
Aufklärung über die Position
Peers als Gruppe Zusammenhalt
Ethikschulung als Sensibilisierung
Harmonische Zusammenarbeit
Änderung des Fragebogens
Abgleich der Fragen mit den Peers
Hohes Interesse bei der Fragebogenprüfung
Teilhabe Verständnis der Fragebögen
Bereits bekannt
Unterschiedlicher Ressourcen bei den Peers
kleine Aufmerksamkeit für Studienteilnehmer
Zurückhaltung
Austausch und Betreuung
Vollzeit Ansprechpartner
Ansprechpartner
Schulung thematisch
Kooperation im Namen der Forschung
Kooperation der Institute
Erfahrung der Institution
Vorerfahrung der Institution als Türöffner
Begleitung
Partizipative Forschung in der Koordinierungsgruppe
Überzeugt von der Institution
Übergabe der Durchführung
Identifikation der Zielgruppe
Ausgrenzung durch Festlegung der Zielgruppe
Auf der Suche
Rekrutierung Studienteilnehmer
Einfacher Kontakt zu den Studienteilnehmern
Kontaktaufnahme
Offenheit als Zugang
Orte des Zugangs
Gleiches Geschlecht als Zugang
Habitus und Wurzeln als Zugang
Treffen und Veranstaltungen als Anlaufpunkt
Ablehnung der Teilnahme zur Studie
Beantwortung nur als persönlicher Gefallen
Studie trotz heikler Themen
Wertschätzung der Vorabinbeziehung
Zusage von Nachhaltigkeit als Zugang
Datengewinnung
Transparenz bewirkt Vertrauen
Datengewinnung durch Vertrauen
Skepsis zu den Erwartungen
HIV als Türöffner
Diskussion der Fragen als Pre-Test

Verständnis der Inhalte
Engagierte Datengewinnung
Erinnerung zum Ausfüllen
Flexibilitäten im Design aufgrund von Problemen erhöhen
Erwartungen an Stichprobe übertroffen
Unterschiedliche Beantwortung
Hohe Fallzahl
Funktion der Peers
Peer-Research als Mittel der Wahl
Brückenbauer
Peers haben viele Kontakte
Doppelfunktion
Partizipative Forschung mit klaren Absichten
Wertschätzung der Teilnehmer
Feste Aufgabe als Peer
Ideologische Sichtweise
Überrascht über Bereitschaft
Lokales Engagement
Gezielte Aufsuche vor Ort
Zeitpunkt der Einbeziehung
Frühe Einbeziehung der Peers
Repräsentativität
Jung und Alt für die Community
Breit versuchen einzubeziehen
Herausforderungen
Vorbehalte gegenüber Institution
Vorwürfe der Community zur Instrumentalisierung
Sensibles Thema driftet ab
Verzerrung durch Vorlieben und Herkunft
Misstrauen aufgrund Diskriminierung
Warum immer die Afrikaner?
Sensibles Thema weckt Misstrauen
Unsicherheiten zur Communityzugehörigkeit
Teilnehmer hatten auch andere Probleme
Folgen der Peer-Forschung
Nutzen der Peer-Forschung
Erfolg der Peers
Bekanntnis zu den Peers
Zugang als Schlüssel zum Erfolg
Fokus auf Problem in der Community
Arbeit mit und für die Community
Peers haben bevorzugte Auswahl
Lebensrealität erfahren
Eigenes Produkt
Auf Bedürfnisse und Anforderungen eingehen
Ungeahnte Erfolge
Entstehung von weiteren Themen
Studien bauen aufeinander auf

Was ergibt sich aus dem Forschungsprozess
Konkrete Verbesserungsvorschläge während den Kontakten
Zu weiterer Forschung anregen
Negative Erfahrungen als Lernaspekte
Ergebnisse zugänglich machen
Forschung und Blick auf andere Probleme
Nutzen für die Peers
Inhaltliche Weiterbildung
Nutzen für die Institution
Inhalte ohne Bezug zur Fragestellung
Nutzen für die Community
Gemeinsam für die Community
Etwas für uns
Community eine Stimme geben
Kontakt durch Sensibilisierung
Forschung zur Würdigung
Aufklärungsarbeit inklusive
Gesundheit im Fokus der Community
Studienteilnehmer erhalten Hinweise zu HIV
Vorheriges Versprechen die Ergebnisse mitzuteilen
Community will Ergebnisse
Zusammenfassung und Feedback
Plädiert für Teilnahme am kompletten Prozess
Community sieht Vor- und Nachteile
Peer aus im gleichen Zusammenhang
Ausblick und Interpretation
Erfolgreiches Konzept
Unsichtbarkeit aufdecken
Erreichbarkeit über Ansatz möglich
Zielgruppe identifizieren
Community wirkt von außen unsichtbar
Community macht sich selbst sichtbar
Von wegen schwer erreichbar
Nachhaltigkeit
Nachhaltigkeit durch Einbezug
Nachhaltig durch Motivation
Projekt für Unsichtbare
Unsicher ob Nachhaltigkeit angeregt wird
Instrumentalisierung abhängig von fehlender Nachhaltigkeit
Materialien und Nachhaltigkeit
Unmut wenn kein Benefit